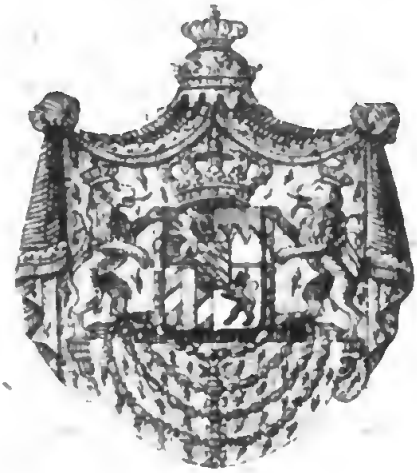
P. o.germ.
282
tlb

C. Jesuit.
252 16. Jagbisch



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Künſtler-Novellen.

Künſtler-Novellen.

Von

Theodor Drobiſch,

Verfaſſer von: Leipziger Tage und Nächte; Paul Gerhard; Thron und Herz; Humoresken und Satyren u. ſ. w.

Leipzig, 1845.

Heinrich Hunger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Das Künstlerhaus.
Johann von Fiesole.
Adelaide Giorgi.
Das Invaliden-Concert.
Ludwig Devrients erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.
Aus Ludwig Devrients Leben.
Nicolo Paganini.

Eingang.

Was ist die Kunst? — ein Quell im Wüstenland,
Ein heil'ger Dornbusch, der von selbst entbrannt;
Ein Himmelreich, das um die Erde freit,
Dein Name Kunst: — es ist Unendlichkeit!

Der Künstler doch ist meistens Kind der Zeit,
Heroen nur, gerüstet zu dem Streit,
Verlieh die Urkunst Hebel zu erdenken
Die Zeit zu richten und die Zeit zu lenken.

Doch Künstler sein, so recht aus Herzens Drang,
Es ist ein schwerer dornenvoller Gang;
Sein Leben ist ein zitternd Abendroth;
Ein leckes Schiff, von Well' und Sturm bedroht.

Bis kühn der Geist die Riesenschwingen regt
Und wild empört die morsche Form zerschlägt,
Zum Raub der Gruft, zur feilen Gräberspende,
Den todten Leib, der Seele Excremente.

Ja! in dem Tod das Leben zu erſchau'n,
Das iſt der Dichter Hoffnung und Vertrauen,
Denn wer mit Kraft im Reich der Kunſt beſteht
Der hat ein Recht zu nennen ſich Poet.

Und wenn die Welt ihm Alles ſchuldig blieb,
Den unverwüſtlich eingeimpften Trieb,
Den Seelendrang zu dichten, zu geſtalten,
Kann keine Macht der Erdenwelt zerſpalten.

Drum, wenn die Zeit geſchloſſen ihren Lauf,
So wahrt ihr Thun für alle Zeiten auf;
Denn wie Idee ließ ihre That entſtehen
Führt ihre That uns wieder zu Ideen.

Künstlerhaus.

Das Künstlerhaus.

Kaum hatte die Sonne ihre Weih- und Dankopfer auf den Bergen angezündet und ihre ersten Strahlen auf die Giebeldächer der alten freien Reichsstadt geworfen, als die Bürger daselbst eilten, die Pforten und Eingänge ihrer Häuser mit Fahnen und grünen Maien zu schmücken. Der blaue ätherreine Himmel schaute so friedlich darein und mit dem fünften Glockenschlage ertönten die Cymbeln und Posaunen zur Ehre des dreieinigen Gottes.

Wahrlich! so schöne Pfingsten waren noch nicht gekommen, seitdem man die Ausgießung des heiligen Geistes in Deutschland gefeiert; aber heute war für die Bürger ein hoher festlicher Tag, denn der Dom, dessen Bau fromme Väter begonnen und der heilige Ernst jener Zeit ausgebaut, sollte feierlich eingeweiht werden. Von allen Heerstraßen kamen Fremde zu Roß und Wagen herbei. Abgeordnete und Stellvertreter des Kaisers, begleitet

von einem zahlreichen Gefolge, waren in den Häusern des Rathes untergebracht oder hatten sonst bei den vornehmen Bürgern der Stadt Herberge genommen. Die Gilden und Innungen hatten schon Monden vorher Vorbereitungen getroffen, ihr Scherflein zur Verherrlichung des hohen Festes beizutragen. Die Tuchmacher und Bordenwürker hatten Kanzel und Altar bekleidet und zur Verwendung der Gewänder für Bischöfe und Diaconen hatten die Kaufherren gar reiche Stoffe aus den Treßkammern zu Florenz kommen lassen. Die Jungfrauen der Stadt hatten thätig mit Hand angelegt und all' die herrlichen Sachen nebst den heiligen Gefäßen waren in den Curien aufgestellt.

Hoch in die Wolken ragte das steinerne Riesenwerk, der hohe gottgeweihte Tempel. Gar herrlich und seltsam nahm sich das steinerne Laubwerk aus, welches die Säulen umgaben, auf deren Fußgestellen und Baldachinen die Heiligen standen, während reiche Glasmalerei aus den großen Bogenfenstern herabschimmerte und vergoldet von den Strahlen der Sonne, die in den Spandrillen angebrachten Engel mit einem Heiligenschein verklärten.

Unweit des Domes, in stiller friedlicher Abge-

ſchiedenheit lag inmitten eines Gärtchens ein kleines nettes Haus. Nur hier und da lugte die weiße Wand durch das grüne Weinlaub, das ſich bis an den Giebel emporrankte. Im Garten ſtanden mehrere Statuen, die ſich unter dem friſchen Grün gar herrlich ausnahmen. Ja! das Ganze ſagte: hier wohnt ein Künſtler, und ſo war's.

Vater Traun, der alte biedre, geſchätzte Bildhauer, Ehrenbürger der freien Stadt, Vater von zwei holden Töchtern, lebte hier wie ein Patriarch des Alterthums, nur für ſich, die Seinen und — für die hohe herrliche Kunſt, für die er erglühte in gar heiligem Eifer und ihm nebſt ſeinen Töchtern der erheiternde und troſtreiche Genius ſeines Lebens war. Obgleich ſchon die Zeit ſein Haar gebleicht, ſo lebte er doch wieder auf, wenn er auf ſeine zwei Kinder blickte, die in blühender Fülle der Geſundheit emporgewachſen und zu den ſchönſten Jungfrauen gehörten, welche die Stadt in ihren Mauern barg.

Kunigunde, die Aeltere, war ganz das Ebenbild der verſtorbenen Mutter; es war die wirthliche Hausfrau, und auf ihrer Stirn, von ſchwarzen Locken umſchattet, thronte der Ernſt, der dem Ant-

litz der Jungfrau die Würde verleiht, welche man so gern wahrnimmt.

Elsbeth, die Jüngere hingegen, war lebhaften Temperaments und in harmloser Unschuld verlebten sie Beide die Tage an der Seite ihres Vaters, der, obgleich ernst und streng, doch durchaus kein Murrkopf war. Nein! es war ein ächtes Künstlergemüth. Sein Herz, empfänglich für das Schöne und für jeden Eindruck offen, schlug für das Wohl seiner Kinder, denen er jedwede Freude gönnte, die am Horizonte des Lebens auftauchte.

In dem Hause des alten Traun war es heute sehr lebhaft, denn eine Deputation aus der Mitte der ehrenfesten Bürger hatte sich zu ihm begeben, und ihm einen silbernen, mit erhabenen Figuren gearbeiteten Pokal als ein Zeichen der Werthschätzung übergeben, denn der alte Traun hatte ja den Hochaltar geschaffen, der unter dem Gesang der Schüler aus seiner Werkstatt gegangen und bereits im Dom aufgestellt war.

Umgeben von seinen beiden Töchtern, hielt er den Pokal in seiner Hand und dankte der ehrenwerthen Bürgerschaft für so köstliches Gefäß in einfach schlichten Worten. Während die Rede des

Alten alle Herzen ergriff, begannen die Lautenschläger und Harfenirer vor der Thür wiederum aufzuspielen und die Freude zog ein in alle Herzen. Die Bürger entfernten sich, Jubel und Freudenruf erscholl auf den Straßen und öffentlichen Plätzen.

Nachdem das Haus leer geworden, besah Vater Traun den Pokal mit seinen Töchtern von allen Seiten, und lasen all' die Namen der Geber, die am Rande eingegraben waren. — Ja, hub der wackere Bildhauer an, es ist ein hohes, edles Gefühl, sich von seinen Mitbürgern geachtet und geehrt zu wissen. Heil dem Mann, dessen Name einen guten Klang hat und die öffentliche Meinung als einen Ehrenmann bezeichnet, er hat mehr denn Grund und Güter. Er schloß den von Schnitzwerk umgebenen Glasschrank auf und stellte den Pokal in den Schrein, wo er gar zierlich prangte und sein Silberlicht hervorleuchten ließ.

Als dieß geschehen und der Alte sich nochmals am Anblicke des Ehrengeschenkes gelabt, ermunterte er die Mädchen zum Frohsinn und zur Freude.

Ja! fröhlich! erwiederten Kunigunde und Elsbeth, indem ein merklicher Seufzer ihre Worte begleitete.

— Was habt ihr denn zu ſeufzen, nahm der Vater das Wort, indem er beiden in's Geſicht ſchaute, als wolle er da die Urſache herausleſen. Munter, munter! denn heute will ich lauter fröhliche Geſichter in meinem Hauſe ſehen.

— Ach, Vater! ließen ſich die Töchter vernehmen, das Geſicht läßt ſich wohl verändern, aber nicht hier — das Herz.

— Wie? das Herz? Das weiß der liebe Himmel, was ihr immer mit dem Dinge habt. Ich weiß aber wohl, wo euch der Schuh drückt.

— Sie wiſſen es! jauchzte Elsbeth auf. Ach, lieb Väterchen! rathen Sie einmal.

— Nun, da iſt kein Kopf zerbrechen dabei. Es iſt ein Maler und ein Orgelbauer. Der eine heißt Robert, der andere Friedhold.

— Getroffen, getroffen! ertönte es aus dem Munde der Töchter, indem ſie dem Alten etliche Küſſe auf die Lippen drückten und ſich inniger an ihn anſchmiegten.

— Schmeichelkatzen! gehen mir um den Bart herum, wollen mich weich machen.

— Ach, Väterchen! nahm die ſcherzende Elsbeth das Wort, wir gehen für Dich durch's Feuer; denn

wir haben Dich ja so lieb, so lieb. Aber über Eins haben wir uns recht oft gehärmt und — es war nicht hübsch von Dir, daß Du den Robert und den Friedhold in die weite Welt hinausgeschickt hast.

Kinder, das versteht ihr nicht. Robert ist ein Maler und Friedhold ein Orgelbauer. Beide sind Künstler. Ein Künstler muß Welt und Menschen kennen lernen. Das deutsche Reich ist zwar eine Werkstätte der Künste; ein Künstler aber muß reisen, muß sich bereichern in der Wiege der Wissenschaften, und diese Wiege ist Italien.

— Italien eine Wiege? ließ sich Elsbeth vernehmen. Ach, Väterchen! ich glaube, es ist mehr ein Sarg; denn wenn ich an die bösen Banditen denke, die weiter nichts als Gift und Dolch bei sich führen, da wird mir zu Muthe wie den Kindern, wenn der Knecht Ruprecht an die Thür pocht.

— Ach, Narrenspossen!

— Nein, Vater! wahrlich keine Possen, fiel ihm Elsbeth in die Rede, mir geht es ebenfalls so, denn wenn ich an die Sümpfe, Grotten und feuerspeienden Berge denke, da überläuft's mich ganz heiß.

— Einbildung! — Gerade der Künstler bedarf großartiger Naturscenen. Italiens ewiger Frühling,

die wilden Charaktere seiner Nation, die Vulkane, Rom mit seinen Alterthümern und seiner Geschichte, regen die Phantasie an, und der Vatican zu Rom mit seinen Gemälden und Statuen ist eine Welt, wo der Maler erst ein Künstler wird.

— Mein Robert ist ja aber ein Portrait- und Historienmaler. Er malt die Gesichter der hübschen Mädchen mit dem kleinen küßlichen Munde und den blonden Locken, da kann er doch nichts profitiren, wenn er den Vesuv ansieht mit seinem häßlichen Schlunde, der alle Tage Feuer speiet.

— Ja wohl, Schwester, Du hast recht. Ich weiß auch nicht, was mein Friedhold in diesem Pomeranzenlande soll. Er ist ein Orgelbauer und die heißen giftigen Winde, die in Italien wehen, wird er doch gewiß nicht passend für seine Blasebälge finden. Es heißt ja: Bleib' im Lande und nähre Dich redlich. In Italien soll aber die Hälfte der Menschen Spitzbuben sein.

Vater Traun lachte; die Mädchen aber fielen an seine Brust und riefen: Ja Du lachst und wir, wir möchten weinen.

— Kindereien! Reisen in fremde Länder machen erst den Mann.

— Reiſen? ſagte Kunigunde, indem ſie verwundert den Vater anſah. Unſer Nachbar, der Poſaunenmacher Ehrentraut und der Goldſchmied Diethelm, oben am güldenen Brunnen, ſind auch nicht gereiſ't...

— Und bekamen ſo gut Familie, wie die Gereiſten, ſetzte Elsbeth hinzu. Ja, ja, Väterchen! ich kann ein Liedchen ſingen von einem ſo Reiſeluſtigen, das Jedem zur Warnung dienen ſollte, dem es nicht im trauten Vaterlande gefallen will. Hier griff ſie nach der Laute, die am Stuhle lehnte und begann mit lieblicher Stimme:

Ein junger Burſch ging in die Welt,
Und weil ihm gar zu gut
Sein allgetreues Liebchen war,
Pflanzt ſie ihm auf den Hut
Beim Abſchied einen grünen Zweig
Und ging mit bis zum Unkenteich.

Hier gab ſie ihm noch einen Kuß
Und ihr erſpartes Geld;
Dann ſprach er ſtill: Ade! Ade!
Und wandert in die Welt.
Doch ſchon im nächſten Tannenhain
Sprang wild ein Räuber auf ihn ein.

Gieb her Dein Geld, ſonſt ſchieß' ich Dich
Mit einer Kugel todt;

Gieb her, Dein Röcklein und den Hut,
Die Kinder schrein nach Brod.
Der Arme weinte, tobt' und schrie,
Doch Alles war verlor'ne Müh'.

Der Räuber floh mit Gut und Gelo,
Sagt nicht einmal Ade!
Der Arme sah dem Diebe nach
Und seufzte still: O Weh!
So kehrt er heim bei Mondenschein,
Und stellte flugs das Wandern ein.

— Ach, ich wüßte nicht, fiel hier Kunigunde ein, wenn einmal mein Robert ohne Hut und Wams einwandern sollte, ich grämte mich schier zu Tode.

— Ruhig, Kinder, die Prüfungszeit ist um. Eh' sich vielleicht wiederum der Mond füllt, kommen sie hier an und erzählen im trauten Kreise, was sie erlebt haben. Dieß wird mich erinnern an die Tage meiner Jugend, wo ich hier in meine Vaterstadt heimkehrte und um eure selige Mutter freite.

— O, wenn sie nur schon da wären, dann dürfen sie nicht wieder fort, erklang es aus dem Munde der Jungfrauen. Nein, gewiß nicht, sagte Elsbeth, die schon im Geiste sich all' die Scenen des Wiedersehens vormalte. Nein, das falsche Ausland mit

ſeinen Sprachen, die man nicht verſteht, kann ich gar nicht leiden, und wenn mein Friedhold ja einmal in fremder Zunge ſprechen ſollte, ſo werde ich ſeinen Mund mit einem Kuſſe verſiegeln und ihm blos die zwei kleinen deutſchen Wörtlein ſagen: Liebe! Heimath!

— O, ihr guten Kinder! ſprach Vater Traun, an euch iſt die Welt mit ihren Schattenſeiten noch nicht vorübergegangen. Die Jugend muß ſich dem Aufgange, der Zukunft zuwenden, das Alter blickt in die Vergangenheit. Wollte der Himmel, ich hätte noch die Kraft wie ehedem, ich griff noch heute nach dem Wanderſtabe und pilgerte hinaus in die Welt. Wer aber ſo wie ich, ſechzig Jahre am Wege des Lebens geſtanden, der iſt müde worden und muß ſich begnügen — mit der Erinnerung.

Nach einer Pauſe trat Kunigunde näher zum Vater hin, legte ihr Lockenhaupt auf ſeine Schulter, und ſprach: Vater, ſagt einmal, wie alt war denn die Mutter, als Ihr um ſie freitet.

— Neunzehn Jahr.

— Und ich bin ſchon vergangene Lichtmeſſen neunzehn geweſen — erklang es in einem weinenden Tone.

— Nun, nun, kommt Zeit, kommt Rath.

— Jung gefreit, hat aber nie gereut, verſetzte die ſchelmiſche Elsbeth. Und wenn mein Friedhold kommt und fragt an, Väterchen, Väterchen!

— Hahaha! mein Wort! ich habe es noch nie gebrochen und werde es halten, wenn nämlich Beide Proben ihres Fleißes abgelegt. Talent haben ſie bewieſen, aber ich will Schwiegerſöhne haben, die es anzuwenden wiſſen und euch Ehre machen.

— Ei! das werden ſie gewiß.

— Darum behaltet frohen Muth. — In zwei Stunden geht es hin nach dem Dome, ich will hinaufgehen und mich ein wenig dazu ſchmücken; denn ich habe ja den Altar gebaut und wie ich vernommen werden mehrere der Bürger vor mein Haus kommen und mich abholen.

— Die Bürger? Ach wie ſchön, und der herrliche Morgen!

— Ja, durch Gottes Huld und Gnade. Ihm laßt uns heute aus vollem Herzen danken, denn er allein iſt es ja, der Alles glücklich zu Ende führt.

Von Elsbeth begleitet, ſchritt er über die Schwelle. Kunigunde ging ſinnend im Zimmer auf und nieder. Bald blickte ſie auf nach dem reinem Him-

mel, bald in das grüne üppige Gebüsch des Gärtchens. Ach! es war ihr, als wüßte sie auch, wie das Blühen thut. Die Zeit der Rosen, die beseligende Zeit einer glücklichen Liebe zog an ihr vorüber, und heute, an dem Tage, wo es so viele Glückliche gab, wollte sie die Freude nicht allein genießen, denn die Liebe will ja Alle glücklich wissen. Unbewußt ergriff sie die Laute. Da rauschte wie Geisterstimmen plötzlich ein voller Accord aus den Saiten und hallte in ihrem Herzen wieder, wie eine selige Erinnerung aus den Tagen der Kindheit. Noch einmal griff sie in die Saiten. Fromme Weiblichkeit, heitere Liebe, Hoffnung und Sehnsucht sprachen aus den Tönen, und während selbige in wunderbarer Mischung in die Empfindung von Leid und Wonne übergingen, sang sie folgendes, von einfachen Accorden begleitete Lied:

Ueber jene blauen Berge
Möcht' ich wandern, möcht' ich ziehn,
Wo im Laube die Orangen
In dem Gold der Sonne glühn.

Dort, an des Geliebten Seite,
An der Tiber grünem Strand,

Möcht' ich weilen mit dem Guten
In der Künſte Heimathland.

Wollt ihm reichen alle Farben,
Wenn er malt ein Engelsbild,
Und ein deutſches Lied ihm ſingen,
Das aus deutſcher Bruſt entquillt.

Winde, bringt auf euren Flügeln
Meine Grüße zu ihm hin;
Saget ihm, ihr grauen Wolken,
Daß ich ſein auf ewig bin.

Ja, „ſein auf ewig bin," erklang es nochmals, indem ſie mit einem kräftigen Accorde ſchloß und allen Schmelz der Stimme hineinhauchte. Es ſchien, als ſei eine wunderbare Beruhigung über ſie gekommen, als wenn ſie ein Leid von ihrer Bruſt herabgewälzt und nun hineinſchaue in den Himmel, an dem ſich der Friedensbogen wölbt oder aus deſſen duftgewobener Bläue die flimmernden Sterne ihren Frieden abſpiegeln. — Ja, in ſolchen Stunden macht ſich das Herz ſo gern Luft im Geſange; denn es iſt ja der Geſang in tiefgefühlten Augenblicken des Lebens oft das einzige Organ und Bild für ein Gefühl von unendlicher Dunkelheit, wo keine

andere denkbare Darſtellung genügt. Wenn die Bruſt überſchwillt von ſeligen und wehmüthigen Empfindungen, und Gefühle wie duftende Knospen aus allen Zweigen und Aeſten des menſchlichen Herzens dringen und eine die andere im Aufkeimen zu erſticken droht, dann möchte man die Seele herausſingen aus ſich ſelbſt; in Lauten und Accorden möchte man ſich auflöſen, auf den Fittigen des Geſanges den Feſſeln des Körpers entſchweben und jauchzend mit hinaufflattern in die Himmel ewig goldener Luſt.

Die Sängerin legte die Laute bei Seite und, ſtets an Thätigkeit gewöhnt, ging ſie jetzt nach der kleinen aufgeſtellten Staffelei, wo ſie ein männliches Portrait enthüllte, das noch im Werden begriffen war. Nachdem Kunigunde ſelbiges mit funkelnden Augen betrachtet, ſprach ſie: Je mehr ich an meinen Robert denke, deſto mehr gewinnt das Bild an Friſche und Leben. — O, mag immerhin der Vater an meiner Kunſt zu tadeln finden, hier, an dem Munde iſt gewiß kein Fehler, er iſt herrlich getroffen und mir iſt's immer, als ob er ſich öffnen und ſagen wollte: Kunigunde! ich komme bald, recht bald zu Dir.

Wie sie sich niedersetzte und ihr Werk begann, hüpfte Elsbeth zur Thür herein und sprach: Nein, Schwester, die grünen Maien vor der Thür sind herrlich anzuschauen. Ach, das duftet und riecht. Aber, Schwester, der Pokal, den Vater bekommen, ist doch herrlich, und weißt Du, was der Vater sagt? er soll nicht eher angerührt werden, als bis zu unserer Hochzeit. Robert und Friedhold sollen den ersten Trunk daraus thun.

— Ach! seufzte Kunigunde, da kann er wohl lange im Schreine stehen.

— Meinst Du? — Es wäre doch recht schade, wenn er blind werden sollte. Aber an dem Tage, wo er das erste Mal gefüllt wird, da will ich ihn putzen, daß sich das Morgenroth darin spiegeln soll. Ja, ja! wir werden sie bald wiedersehen, denn ich habe die Sternblume und den Gukuk gefragt und die haben mir Antwort gegeben.

— Wirklich? O! es ist doch recht schön, wenn man noch Jemand um sich hat, der mit fühlt. Getheilte Freude ist doppelt süß, und getheilter Schmerz Balsam auf die Wunde. — Komm, setze Dich zu mir her.

— Bin schon dabei, denn ich will noch etwas sticken,

damit die Goldfäden in das Blumenwerk kommen, sonst möchten mir die Spinnen den Rahmen überziehen. Ach! hier in der Ecke sitzt schon eine.

— Eine Spinne? die bringt Glück. — Während Elsbeth nach der geöffneten Thür ging, trat sie plötzlich zurück und rief: Ach! da kommt ein Pilger mit Stab und Muschelhut.

— Was? ein Pilger? versetzte Kunigunde, indem sie hastig aufsprang und hinausblickte.

— Ja, er ist schon im Garten und sieht sich ganz schüchtern um. Wenn nur der Vater da wäre oder die Magd.

— Wahrhaftig, da ist er, hat einen Bart wie ein Jude. Ach! da kommt noch Einer. Ich rufe Hülfe.

— Ich verstecke mich.

Husch! waren sie verschwunden. Jede in ein Zimmer, die an die Stube stießen. Die Pilger traten ein und schauten sich im Zimmer um. Sonderbar! begann der Eine, still und öde wie in einer Klause. Sollten Alle von hinnen gegangen sein? wenn sie wüßten, daß — da öffneten sich gleichzeitig die Thüren und zwei Lockenhäupter sahen in banger Erwartung herein. Da verneigten sich die

Kuttenträger, legten die Hände auf die Bruſt und ſprachen: Zwei arme Pilger entbieten Gruß und Frieden.

— Schönen Gruß! hochwürdige Herren! entgegneten noch etwas zaghaft die Mädchen, indem ſie langſam herbeiſchritten.

— Nichts für ungut, ihr lieben Mägdelein; gönnt zwei armen Pilgern nach langer Reiſe eine kurze Raſt. Wir zögerten, die Schwelle zu betreten, doch an dem Hauſe niſten Schwalben und wo die niſten, da wohnt der Friede.

Mit Freuden gewährten die Töchter des Hauſes den frommen Brüdern dieſe Bitte und Kunigunde war ſchon im Begriff, den Pilgern einen Labetrunk zu holen, als dieſelben dieß verweigerten, da dieß nicht von Nöthen ſei, indem ſie nur ein wenig ausruhen wollten. Mit größter Bereitſchaft rückten die Mädchen zwei Seſſel in die Mitte der Stube und ſetzten ſich wieder an ihre Arbeit. Nachdem von beiden Seiten über das Feſt Rede gepflogen worden, waren die Pilger allmählig näher gerückt und betrachteten die Werke von kunſtgeübter Hand.

— Fürwahr! ein hübſcher Mann, rief der Eine,

der an Kunigundens Seite Platz genommen, als er das Bild betrachtete.

— Das will ich meinen, erwiederte die Malerin, indem sie einen feurigen Blick auf das Bild warf und dann emsig die Farben zu mischen begann. — Der Pilger gegenüber, welcher die Stickerei der Elsbeth betrachtete, versicherte mit Kennermiene, daß selbige fürtrefflich sei, was ihm die schelmische Blondine als eine Schmeichelei ansann.

— Recht männliche Züge, ein schönes Profil! begann wiederum der Betrachter des Bildes, der immer näher gerückt war.

Ja, das muß wahr sein, aber — das Original ist doch noch hübscher.

— Das Original? ist dieß denn nicht zugegen?

— Augenblicklich nicht. Ich male aber nach einem Bilde, das man Erinnerung nennt.

— Erinnerung? O, das ist ein bleiches Modell, denn die Zeit verwischt gar so gern die Umrisse: Wie wäre es, wenn — wenn ich zu dem Bilde säße. —

Kunigunde lachte laut auf und sagte: Ihr, Herr frommer Bruder? Ach! wie ist denn dieß möglich, Ihr mit Eurem alten garstigen Barte.

Das zweite Pärchen gegenüber war auch nicht ſtumm, denn der Bruder Graurock reichte jetzt der Stickerin ſeidene und goldene Fäden zu. — Roſen und Vergißmeinnicht, lispelte er, als ſein Blick die künſtliche Arbeit näher betrachtete.

— Ja, Vergißmeinnicht! ſeufzte Elsbeth, indem ſie zu ihrer Schweſter hinüberſchaute, welche jetzt rothe und blaue Farbe zur Hand nahm.

— Roth und Blau, begann der Bärtige, als er theilnehmend auf die Palette blickte. Roth und blau, was bedeuten denn dieſe Farben?

Kunigunde, indem ſie ungezwungen fortmalte, ſprach: Roth — bedeutet Liebe und Blau —

— Nun?

— Blau — die Treue.

Elsbeth wendete jetzt den Rahmen. — Ha! Roſen und Immortellen! hub mit erhöhter Stimme der Betrachtende an ihrer Seite an. Sag' mir, holde Maid! ich habe gehört: Blumen ſollen eine Sprache, eine Deutung haben, iſt dieß wahr?

— Ha! dieß weiß Er nicht und iſt ein gelehrter Mann?

— Nein, gieb mir Aufklärung.

— Nun, die Rose ist die Liebe, die Immortelle bedeutet Treue und Beständigkeit.

— Immortelle Liebe und —

— Nicht doch, die Rose bedeutet Liebe. Gott, 's ist ja kinderleicht.

— Die Liebe? — Elsbeth wendete sich bei Seite und lispelte: das ist ein recht verliebter Pilger.

— Das Bild scheint sehr gut aufgefaßt zu sein, nahm plötzlich Jener wieder das Wort. Gewiß der Auserwählte in fremden Landen. — Da Kunigunde dieß verneinte, rückte der Pilger unruhig auf seinem Sessel hin und her, faßte sich jedoch und rief: Ich erinnere mich, diesen Mann irgendwo gesehen zu haben.

— Ich zweifle. Wart', er soll doch nicht hinter die Wahrheit kommen.

— Herrliche Arbeit, von so niedlicher Hand, erklang es wieder auf der andern Seite. Gewiß ein Geschenk für den Trauten.

Elsbeth nickte und sprach: Errathen, frommer Bruder! — 's ist ein schmucker Bursche und — ich bin ihm recht herzlich gut.

— Er kommt wohl oft zu Dir?

— Das will ich meinen. Alle Tage.

Alle — Ta—ge? dem Pilger wurde es ganz heiß unter seiner Hülle. Ungeduldig blickte er nach seinem Genossen hin, der sich jetzt vom Schemel erhob und mit kräftiger Stimme anhub: Wer sollte nicht diesen Mann kennen. Je mehr ich ihn ansehe, desto lebhafter werden seine Züge. Es ist kein Zweifel mehr, ich habe ihn in Italien gesehen.

— Wie? in Italien? riefen gleichzeitig die Mädchen, indem sie aufsprangen, um Näheres zu erforschen.

— Ja wohl, begann der Sprecher, in Italien, es ist ein Maler, Namens Robert, ich habe ihn in Rom kennen gelernt. — Ja wohl, er ist's, rief der Andere, der herzugekommen und das Bild betrachtet. Der Maler Robert. Er hatte noch so einen lustigen Burschen mit sich, wie hieß er doch.

— Friedhold! rief überlaut Elsbeth.

— Richtig! die Mädchen nannten ihn immer Unhold.

— Wie? Ihr kennt sie alle Beide?

— Sehr genau. Der Friedhold steht mir sehr nahe und mir der Robert, erwiderte Jener.

— Ach, ihr frommen Brüder! gebt uns Kunde.

— So viel ich weiß, sind sie nicht mehr in Rom.

— Nicht — mehr? riefen erstaunt die Mädchen,

indem eine Röthe ihre Wangen überzog und ihnen faſt die Sprache verſtummte.

— Nein! wir kennen ihre ganze Lebens- und Liebesgeſchichte ſehr genau. Wenn wir einmal wieder hier einkehren, wollen wir ſie Euch erzählen, denn jetzt müſſen wir fürbaß ſchreiten.

— Ach, ihr lieben frommen Brüder, erzählt und vergeßt nicht ein Wort. Nein, Ihr dürft nicht von der Stelle, Ihr müßt uns Nachricht geben und nicht das Geringſte verſchweigen.

— Ihr ſcheint großen Antheil an dieſen jungen Männern zu nehmen. So weit wir ſie kennen, waren ſie wohl über ein Jahr lang in Rom. Der Orgelbauer Friedhold kam aus Florenz dahin, wo er ſich bei einem tüchtigen Meiſter in ſeiner Kunſt ausgebildet. Als ſie Rom verlaſſen hatten, weihten ſie ſich, wie es ſchien, dem klöſterlichen Stande. Sie legten Pilgerkleider an und gingen weit, weit fort, in ein Land, wo Jeder ein Herz beſaß, das er liebte, wahr und innig liebte.

— Und dieſe Herzen liebten wieder? Sie fanden Gegenliebe? forſchten die Mädchen.

— Ja, ich glaube es, entgegnete der Pilger, und da nun ſein Genoſſe dieß noch kräftig beſtätigte

und vorgab, Beweiſe zu haben, da konnten ſich die Mädchen nicht enthalten, ihren Grimm ein wenig laut werden zu laſſen. — Die Treuloſen, die Falſchen! ertönte es von ihren Lippen, indem ſie in die Stühle ſanken und ſo recht ordentlich zu ſchmollen begannen.

— Ja, ließ ſich der Erzähler weiter vernehmen; ſie liebten die Mädchen ganz unausſprechlich und wenn ein Brief nach Rom kam, ſo war es ſtets ein Tag der innigſten Freude.

— Wie? die Mädchen ſchrieben Briefe?

— Bogen lang und alle höchſt verliebten Inhalts.

— Na, da hört man's, rief Elsbeth weinend, das mögen hübſche Dinger ſein.

— Nach langer Reiſe, begann der fromme Bruder weiter zu erzählen, nach mancherlei Abenteuern kamen ſie, mit großen langen Bärten im Geſicht, in der Stadt an und gingen ohne Verzug zu den Mädchen.

— Was machten ſie denn da? rief Elsbeth etwas kurz.

— Viel und mancherlei. Sie ſcherzten mit den Mädchen. Muntere, lebhafte Reden begannen ſich zu entfalten; ſie ſprachen von Liebe, Treue und Beſtändigkeit.

— Und dieß Alles im Pilgerrock? fragte Elsbeth ohne ſich umzuſehen.

— Alles in dem ernſten Gewande. Dann aber legten ſie es ab, mit Hut und Stab. — Hier legten die Pilger langſam das Gewand von ſich und begannen weiter: Als dieß geſchehen war, als ſie da ſtanden in ihrer deutſchen Tracht, ſtürzten ſie auf die Mädchen zu und riefen: Kunigunde! Elsbeth! ich komme, um Dich zu freien.

— Robert! Friedhold! ſchrieen die Mädchen, ſprangen von ihren Sitzen auf und fielen den Geliebten an die Bruſt. Ach, des Jubelns war kein Ende und Thränen der Freude perlten über die Wangen ob des Wiederſehens nach ſo langer Trennung. Während ſie ſich ſo umſchlungen hielten, ſtand der alte Vater Traun in der geöffneten Thür und rief mit Verwunderung: Nun! das ſind mir ſchöne Pilger. Die Mädchen aber jauchzeten laut auf vor Freude und zerrten den erſtaunten Vater jubelnd herbei.

— Was ſeh ich! Robert! Friedhold! In meine Arme! Gruß! Kuß! — Sagt, Kinder, wo kommt Ihr her?

Aus Italien, aus Rom! — Ja, aus Rom, nahm der Maler Robert das Wort, wohin Ihr uns

geſendet, um zu wirken für die hohe, heilige Kunſt, damit uns der Preis werde durch die Hand Eurer Töchter. Vater! für das hohe, herrliche Gotteshaus, das heute eingeweiht wird, habe ich in Rom das Altarbild gemalt. Heute, in aller Frühe, als Ihr noch in den Armen des Schlummers lagt, ſchlich ich mich hier herein, um das Bild aufzuhängen in Eurem Hauſe. Haſtig eilte er nach der Wand, zog die Quaſte eines grünen Vorhangs, und rief, indem ſich der Vorhang aus einander theilte: Hier, hier iſt's! die heilige Familie nach Raphael von Urbino.

Alle ſtanden ſchweigend und im Anſchauen des Bildes verſunken. Eine hehre Stille waltete im Stübchen. Vater Traun entblöſ'te ſein Haupt und ſprach dumpf, gleichſam im Gebetston: So ſtehen wir denn hier, eine heilige Familie, vor dem Herrlichen, das Du erſchaffen. Sohn! Du haſt Dir den Preis errungen, Du ſollſt fortan leben mit meinem Kinde, doch, nicht allein, denn ich habe ja noch ein Kind. — Friedhold! gebt Rede dem alten Vater, wo iſt Euer Werk?

Da erklang, wie Muſik der Sphären, die Orgel aus dem Dome herüber und griff in alle Herzen. Friedhold hob leiſe die Hand und ſprach: Hört Ihr

die heiligen Töne, wie ſie den Dom durchbrauſen? Hört Ihr die wehmüthigen Klänge der Orgel, damit ſie tröſtend einziehen in die Herzen der Gläubigen, wenn das Sanctus tönen wird oder: „Chriſt iſt erſtanden!“ es iſt mein Werk!

Während die Orgel einen neuen Schwung nahm, fiel Elsbeth innig und zu Thränen gerührt an die Bruſt ihres Friedhold.

Mir, rief mit Viſion der alte graue Vater, mir noch dieſe Freude, mir, der ſchon mit einem Fuße am Grabe ſteht.

Da ſchmetterten Trompeten vor der Thür und rege Stimmen wurden wach. Die Bürger traten in das Künſtlerhaus und ſtaunten nicht wenig ob des Beſuches. „Bürger! rief der alte Traun, ihr tretet in ein Haus, das fünf Glückliche birgt. In ein Haus, das dieſe Stunde zu einer heiligen Stätte geweiht; denn hier, das Bild, das ſchmücken wird den Dom, die Orgel, die jetzt in Frieden ertönt, ſind Werke von dieſen.

Hier breitete er wie zum Segen die Arme aus, zog die Seinigen an ſein Herz und ſagte: Vor dem Altar, den ich geſchaffen, reicht Ihr Euch zu erſt die Hände.

Da erklangen von den Thürmen der Stadt die Glocken, und die Bläſer ſtimmten an die heilige Melodie in wundervollen Harmonieen. Glückliches Künſtlerhaus! in dir herrſchte heute die ſchönſte Harmonie. — Weihe des Domes, — Weihe der Herzen, — Weihe eines Tempels; denn wo die Kunſt, da iſt Liebe und wo Liebe — da iſt der Himmel.

Johann von Fiesole.

Johann von Fieſole.

Eine heilige Stille lag über dem Kirchhof von San Miniato, denn ſchon hatte der Abend ſeine Schwingen entfaltet und die Sonne küßte wie zum Abſchied die grauen Berge mit den Oelbäumen, welche unfern der lieben Arnoſtadt ihre Gipfel emporſtreckten. Die letzten Töne der Abendglocke vom Kloſterthurme zu Fieſole verſchwammen in der klaren Luft, durch welche ſanft der Südwind einherhauchte und mit den Blättern der Cypreſſen koſ'te, welche rings die Gräber auf dem kleinen Friedhofe beſchatteten.

Da erhob ſich von einem friſch aufgeworfenen Grabe eine hohe, herrliche Jünglingsgeſtalt und blickte wehmüthig auf den Grabhügel. In dem bleichen Antlitz des einſamen Wanderers lag ein unſäglicher Schmerz und die verweinten Augen kündigten einen ſchweren Verluſt. Dieſer Gebeugte und Hartgeprüfte war Giovanni Toſini; das friſchaufgeworfene Grab barg ſein Liebſtes, was er auf der Welt beſaß,

ſeine Maria, welche der Tod in der Blüthe ihrer Jahre heimgeſucht und deren irdiſche Hülle man wenige Stunden zuvor der treuen Muttererde übergeben hatte. Mit ihr war all ſein Glück und ſeine Freude begraben worden. Einſam und verlaſſen ſtand er in der Welt, denn die Erde, in die man heute ſeine Geliebte gebettet, deckte ja ſchon lange die Aeltern, welche nicht weit von dem Grabe ſchlummerten. Drei Gräber und ein Herz! das greift in die Seele und will das Herz zerſpalten.

Wankend, wie Einer, der dem Grabe entſtanden, entfernte ſich der Jüngling. Er wollte hinweg mit feſten Schritten, aber immer war es ihm zu Muthe, als ob ein unbekanntes Etwas ihn an die Stätte feſſele, wo er gerungen mit ſo namenloſem Schmerz.

Nachdem er noch einmal den Hügel überſchaut, zog er ein Miniaturgemälde hervor und küßte es mit Inbrunſt. Das Bild war das Portrait ſeiner Maria, die er noch kurz vor ihrem Hinſcheiden gemalt. Ein Bildniß, voll von hohen, herrrlichen Zügen und das einen Geiſt athmete, der nur in einer wahrhaft reinen Seele eine bleibende Stätte gefunden. Mit aller Begeiſterung, und getrieben von der glühendſten Liebe hatte er das Bild ge-

schaffen, das einzige Gut, das ihm geblieben von all seinen Träumen und Hoffen. Sorgfältig verbarg er es an seinem Herzen und schritt dann langsam weiter, bis er an seine stille Wohnung gelangte, die von nun an ein Haus der Trauer war.

Mitleidig betrachteten ihn Viele, die ihn näher kannten und wußten, daß sein Herz voll Frömmigkeit durchdrungen war. Andere junge Maler hingegen, die das Geniale nur in einer gewissen Wildheit suchten, nannten ihn einen Träumer und wichen ihm aus, wie er es schon immer selbst that, wenn ihm Einer von diesen wüsten Gesellen begegnete.

Da stand denn nun der bleiche und doch so lebenskräftige Jüngling allein in der Welt. Nur einen Freund hatte er noch — den Schmerz. In einsamen Stunden, wo er seine Lage übersann, da brauste die Kraft auf und wurde Herr des Harmes. Er wollte hinaus in den Strudel des Lebens, wollte Pinsel und Palette verlassen, damit er vergesse was geschehen. Hinaus auf die sturmbewegte See, hinaus auf das Schlachtfeld, damit ihn treffe der Tod auf dem Bette der Ehre und ihn vereinige mit seiner Maria.

In Deutschland waren die Hussitenkriege ausgebrochen. Die Portugiesen machten immer weitere

Entdeckungen von der Westküste Afrikas und Heinrich der Seefahrer durchkreuzte die Meere, um ferne Inseln aufzusuchen. Ueberall bedurfte man des Muthes und der Kraft und Rosini fing an zu prüfen und zu wählen. Aber welch ein Kampf entspann sich in seinem Innern. Er, der Jüngling mit dem weichen Gemüth sollte das Schwert ergreifen und tödten? Unter den rauhen Seeleuten sollte er so ganz die hohe Kunst vergessen, die allein selig macht und uns schon hier den Himmel erkennen läßt? Nein! von frühester Jugend an huldigte er der hohen Himmelstochter und fand in ihr das einzige wahre Glück. Nur in ihr und für sie zu leben, sah er als den höchsten Zweck des Menschen an, denn wer steht der Gottheit näher als der Künstler?

Er beschloß, der Welt zu entsagen und fortan in der Einsamkeit nur der Kunst zu huldigen. — Einsam? Nimmermehr! Setzt den Dichter und Maler in eine Wüste, er wird sich eine Welt erschaffen und sie bevölkern mit den Gebilden seiner Phantasie. Feder und Griffel sind ihm der Aaronsstab mit dem er gebeut, sie sind der Stab, durch den er eine Zauberwelt entstehen läßt, welche währt, bis zum letzten Tage, denn die Kunst ist unendlich

und — nimmer ſtirbt das Schöne. Fortzuleben im Gedächtniß der Nachwelt war ja immer das Ziel der edelſten Menſchen und wem wäre hierzu eine größere Vollmacht verliehen als dem Dichter und Maler? Aufgelöſt werden die Reiche des Eroberers; die Werke der Geſetzgeber verſchwinden; die Töne des Tonkünſtlers verhallen und das Werk des Mimen ſtirbt ſchon im Gebähren; nur die Werke des Dichters und Malers haben Dauer.

Aber nicht wollte Toſini glänzen vor den Augen der Welt. Nein! die Kunſt ſollte ihm in der Einſamkeit das zerſtörte Leben erſetzen. Abgeſchloſſen von der Welt wollte er wirken mit der ganzen Kraft, denn er hatte erkannt, daß nur der einſame Geiſt Großes und Herrliches zu geſtalten fähig ſei und man an der Kraft der Einſamkeit nur die wahrhaftigen Geiſter erſchauen und ihre Thaten prüfen könne.

Er wollte Troſt haben und wo wäre derſelbe beſſer zu finden als in der Kunſt und in der Natur? Ja! ſie allein birgt ihn in ſeiner Unendlichkeit, daß ſelbſt das bitterſte Seelenleid in ihr die heilende Quelle der Beruhigung zu finden vermag.

Entfernt von dem Geräuſch der Welt, am lieb-

ſten am Grabeshügel ſeiner Maria, hing er dieſem Gedanken nach, und wenn die Erinnerung an die glücklich verlebten Tage aufſtieg, dann holte er das theure Bildniß hervor und blickte nach ihm hin, wie ein Greis auf die roſigen Tage ſeiner Kindheit. Als nun eines Abends wieder die Glocke vom Kloſterthurme herübertönte, kniete et unter einem Oelbaum des Friedhofs nieder, erhob ſein Auge gen Himmel und rief: Ja! laß mich fortan dir und der Kunſt leben. Laß mich werden ein Künſtler, denn wer der Kunſt dient, der dient ja auch dir. Sende deinen Geiſt auf mich hernieder, damit ich nichts Geringes erſchaffe; ſtärke meine Kraft in den Stunden der Erſchlaffung und erleuchte mich, wenn die Dämmerung ſich herniederläßt auf des Denkens unergründliche Tiefe.

Nach einem innigen Gebete, das eine ſichtbare Ruhe über ſein bewegtes Gemüth verbreitet, liſpelte er ſtill: Ja! in's Kloſter! Es iſt beſchloſſen und ſo ſei's. — Ruhet ſanft ihr lieben Aeltern und du, geliebte Maria! Wiederſehen — dereinſt.

Acht Tage darauf ließ er ſich in Fieſole einkleiden und legte ſich nun dieſen Namen bei. Von hier kam er in das Dominikanerkloſter nach Florenz, wo

er ſeine Pflichten mit einem Eifer und einer Pünktlichkeit erfüllte, die ihn gar bald den andern Mönchen als Muſter gelten ließen. Mit der glühendſten Liebe warf er ſich nun ſeiner Kunſt in die Arme und ſuchte aus allen Pergamentrollen, die er in der Kloſterbibliothek gefunden, ſich mit den Grundregeln der Geometrie vertraut zu machen, da er wohl einſah, daß man ohne Kenntniß derſelben kein Maler werden könne. Aus ſeiner Zelle, zu einem Malſtübchen umgeſchaffen, gingen nun gar herrliche Gebilde hervor. Vorzüglich waren es ſeine Madonnenbilder, welche die Aufmerkſamkeit der Mönche auf ſich zogen, denn in den Zügen lag eine Milde, eine Frömmigkeit, wie ſie vor ihm noch kein Maler auf die Leinwand gezaubert; ein Reiz, der ſelbſt den Laien ergriff und fragen ließ, wo iſt das Ideal, das den Künſtler begeiſtert, wo iſt die Hohe, die Herrliche, die ihm vorgeſchwebt in der Stunde des Schaffens? — Niemand ahnte, daß es ſeine Maria war, die er ſo gern und mit unendlichem Fleiße malte. Mit jedem Pinſelſtrich ſtieg die Erinnerung herauf und ſie begeiſterte ihn rege zu dem Werke. Und wenn nun die Grundzüge anfingen, Leben zu gewinnen, wenn ihn das blaue ſeelenvolle Auge anblickte, da mußte

er oft den Pinsel aus der Hand legen, denn Thränen der Rührung flossen über seine Wangen.

Wie er sich hier in der Einsamkeit in seiner Kunst vervollkommnet, wie er immer mehr die Wahrheit und Reinheit erforscht, er ahnete es nicht und hielt sein Schaffen für einfach schlichtes Werk, das nicht der Beachtung werth sei, indem es ohne Mühen entstand.

Schon nach einigen Jahren schmückten die Werke seiner Hand die Klosterkirche, Gemälde, welche er nur nach langem Zaudern hergab, da er es den Mönchen nimmer glauben wollte, daß selbige von Bedeutung und würdig wären, an heiliger Stätt ein Plätzchen zu finden.

Da es sich nun oft begab, daß der Prior oder die Mönche ihm öfters einen Besuch abstatteten, wenn er an seinem Bilde malte, so ließen es selbige nicht an Lobpreisungen fehlen und rühmten die Geschicklichkeit, die er an den Tag lege. Ungern vernahm aber der bescheidene Maler im Mönchsgewand die Schmeichelworte seiner Brüder; wenn er aber einen Tadel erfuhr, den das Erkennungsvermögen seiner Vernunft als gerecht fand, so stattete er freudig seinen Dank ab und suchte zu bessern, wo er ge-

fehlt. Dieß geſchah nun freilich ſelten, da alle Diejenigen, die ihn umgaben, doch nicht eigentlich Eingeweihte der Kunſt waren, ſondern blos dem Gefühl und ihrer eigenen Theorie folgten. Wo aber wird am meiſten fehlgegriffen als in der Kunſt und vorzüglich in der Malerkunſt? Aber laßt ſie, die Zweifel, ſie bilden erſt die Kunſt. Wie die Muſik durch Diſſonanzen zur Harmonie, ſo auch gelangt erſt der denkende Geiſt durch Zweifel zum Wiſſen.

Viele dergleichen Stunden waren auch unſerm Künſtler beſchieden, und wo wäre der Menſch, der ſich rühmen könne, daß er ſie nie gehabt, daß ſein Geiſt ſtets auf ebener Bahn fortgeſchritten? Nimmer! Ein Künſtler ohne Zweifel iſt nie Künſtler geweſen, wird es auch niemals werden. Wenn nun eine ſolche Ungewißheit ſein Schaffen hemmte, wenn es dem innern Auge nicht gelingen konnte, zur Klarheit zu gelangen, dann erhob er ſein Auge zu dem, der uns zu fern und zu nah iſt, um ihn recht zu erkennen und uns doch alle erkennt. Mit erneuter Kraft ſchritt er dann zum Werke; immer lichter wurde es ſeinem Geiſte und die Blendung in der Hoffnung Licht ward zur Siegesfackel, die ihn aus

der Nacht der Kämpfe herausleitete, wo er gerungen um das Höchste in der Kunst — um Wahrheit.

„Alles mit Gott!" war sein Wahlspruch, und nie begann er eine Arbeit, bevor er nicht gebetet, denn er meinte, jedes irdische Werk wäre eitel Ding ohne den Segen von oben, und die Kunst bedürfe ihn am allermeisten, da jedes ihrer Werke, das nicht von der Gottheit durchdrungen, ein todter, seelenloser Körper sei, der nimmer zünden und wecken werde, wie es sein Beruf.

Als er nun einst so erfüllt mit diesen heiligen Gefühlen an einer Grablegung arbeitete, öffnete sich leise die Thür. In der Meinung, ein Mönch käme herbei, um seiner Arbeit zuzuschauen, ließ er sich nicht im geringsten stören und malte ruhig weiter.

— Brav! Fiesole! ertönte jetzt eine kräftige Stimme und eine Hand klopfte wohlmeinend auf seine Schultern. Fiesole schaute sich um und gewahrte einen Mann vor sich, welcher mit funkelnden Augen das Bild betrachtete. Ein ächtes Römergesicht blickte ihn an und rief: Dieß Werk macht Euch alle Ehre, denn es ist reich an Fülle der Ideen und die Ausführung wird nicht hinter dem Plane zurückbleiben. Ich finde zwar hier und da manchen

Fehler, aber auch in dieſen Fehlern endecke ich noch Schönheiten, und Mancher, der ſich Künſtler nennt, wäre zu preiſen, wenn er ſolche Fehler machen könnte. Verzeiht mir, wenn ich offen rede und Euch unumwunden die Wahrheit ſage, denn verkappte Worte waren nie meine Sache. Für's Erſte wünſchte ich hier das Gewand des Joſeph etwas einfacher im Faltenwurf; das Weſentliche mehr frei empfunden und weniger nach dem Gliedermann. In der Figur des Chriſtus ſcheint mir die Verkürzung im Oberkörper nicht ganz richtig. Hier auf dieſer Stelle müſſen die Muskeln etwas ſchlaffer ſein und die herunterhängende Hand trägt noch zu viel Spuren des Lebens an ſich. Sodann müßt ihr das Licht mehr zuſammenhalten und darauf hinwirken, daß es ſich nicht ſo zerſtreut über der Gruppe entfaltet.

Fieſole, der inmitten der Rede ſich von ſeinem Schemel erhoben, drückte jetzt den Sprecher mit den innigſten Gefühlen des Dankes die Hand und rief: Herr! Ihr ſeid ein Künſtler und Keiner der Geringern, denn dieß ſagt mir jedes Eurer Worte, welche voll der lauterſten Wahrheit ſind. Herr! wer ſeid Ihr, damit ich erfahre, welch ein Geweihter mich heimſucht in meiner ſchlichten Zelle.

Ob ich ein Künſtler bin, weiß ich nicht, aber man nennt mich Michelozzo.

— Wie? Michelezzo! der größte Bildhauer unſerer Zeit, ein Schüler des großen Donatello, Freund und Genoſſe des wackern Nani di Banco.

— Deſſen Portrait Ihr copirt und ich ſo eben im Verſammlungszimmer dieſes Kloſters geſehen habe.

— Herr! es iſt nur eine ſchwache Copie, erwiederte Fieſole, indem er beſchämt die Augen niederſchlug.

— Aber würdig neben dem Original zu hangen. Sodann hat ein Bild in der Kirche von Eurer Hand gemalt, mich ſehr angeſprochen und mir alle Verehrung abgezwungen. Es iſt dieß eine Kreuzigung, wo die Stifter aller geiſtlichen Orden am Kreuz ſtehen. Die Gruppirung iſt eine treffliche Erfindung. Am meiſten aber haben mir Eure Madonnenköpfe gefallen, aus denen eine Milde ſtrahlt, welche das Herz erwärmt. So etwas kann nur aus dem Herzen kommen, denn — es geht wieder zum Herzen. Weſſen Schüler ſeid Ihr? mein lieber Fieſole.

— Meiſter! das iſt eine Frage, deren Beantwortung Euch ungenügend erſcheinen wird. Ich — habe eigentlich nie einen Lehrer gehabt, denn die wenigen Zeichnenſtunden, die ich in der Karmeliter-

ſchule genoß, fallen in meine früheſte Jugendzeit und ſind nicht der Erwähnung werth. Meine Aeltern ſtarben früh; arme Verwandte nahmen mich zu ſich, und wenn ich ein Blatt Papier erringen konnte, ſo ging ich hinaus in den Wald und zeichnete nach der Natur, Bäume, Quellen, alte Ruinen oder ſonſtige Gegenſtände. Jetzt aber kam der Zwang der Noth, ich mußte malen, um mein Leben nur kümmerlich zu friſten; ich malte kleine Heiligenbilder und verkaufte ſie vor den Kirchen. Wenn ich ein kleines Sümmchen verdient, das den Bedarf ſicherte, ſo malte ich wieder für mich und da ging es reg von Statten. Auf dieſe Art wurde ich ein Maler, wenn ich mir dieſen Namen geben darf; denn ich ſpielte ja nur mit der Kunſt, wie ſie vielleicht jetzt mit mir ſpielt.

— Nimmermehr! ſie zählt Euch zu den würdigſten Jüngern und Wohl dem Manne, dem die Kunſt und die Werke, die er in ihr hervorbringt, wie ein Spiel erſcheinen.

— Ein würdiger Jünger? Nein, o nein! ich fühle meine Schwäche nur allzuſehr. Schaut Euch mein Thun nur näher an, ich meine, ihm fehlt das Künſtliche, es krankt an Einſeitigkeit.

— Wenn das Euer Kummer iſt, dann tröſtet Euch, mein lieber Fieſole. Gerade das, was durch die Künſtlichkeit ausgeſchloſſen wird, wohnt recht eigentlich in der Kunſt im höhern Sinn, nämlich jener wunderbare Geiſt, der unmittelbar und unnennbar aus den Händen des Schöpfers und der Natur auf den Menſchen herabkommt und ihm die Bürgſchaft ſeines Zuſammenhanges mit höhern Welten gewährt. — Ihr ſprecht von Einſeitigkeit und macht Euch dieß zum Vorwurf, ich nicht, denn eben durch die Einſeitigkeit gelangten die Griechen zur All- und Vielſeitigkeit; dadurch, daß ſie alles Fremde von ſich ſchieden, eben dadurch gelang das Eigene zur höchſten Bildung und ward zum Muſter für ſpätere Zeiten. Aber das Gründliche in Euern Werken, ich meinte, Ihr müßtet einen großen Lehrer oder tüchtigen Vorbilder gehabt haben.

— Ja, ja, einen großen Lehrer — die Natur. In ihrem Buche las ich täglich und thue es noch heute, denn ſie allein bringt den Schatz des wahren Wiſſens. Malerei iſt Poeſie und — Poeſie und Natur iſt Eins. Weſſen Gemüth die Weihe der Natur empfangen, der wird ihre Offenbarungen ergründen und näher kommen dem heilverkündenden

Ziele. Ich habe nur immer Gott geſucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunſt, wo ich Gott vermißte, ſtarrte mir Unnatur entgegen und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich Schülerhaftigkeit und elende Stümperei.

— Brav, mein wackerer Fieſole! rief Michelozzo, und reichte ihm freudig die Hand, als gelte es einen Bund für ewige Zeiten. Ja, ja, Gott in der Natur und die göttliche Natur in der Kunſt. In der Kunſt, die ſichtbar emporthürmt die unſichtbare Welt, damit ſchon hier dem Geiſte die göttliche Offenbarung werde, um den ewigen Sinn des ewigen Schöpfers zu löſen.

Fieſole lauſchte den Worten des Meiſters, damit ihm nicht eine Sylbe entgehe, denn Sprechen und Austauſch von Ideen über die Kunſt war ihm ſo viel werth, als Schaffen in derſelben. Michelozzo aber ſprach: Ihr ſeid ein glücklicher Künſtler! Hier in der engen traulichen Zelle, entfernt von Haß und Neid, könnt Ihr Euch dem Genius überlaſſen. Wie anders draußen auf dem offenen Markt, wo ſich jeder Steinmetzenburſch erdreiſtet, an Werken zu mäkeln, die für die Ewigkeit geſchaffen ſind. Frei von den drückenden Sorgen des Lebens, während

dort ſo mancher wackere Künſtler mit dem Hunger zu kämpfen hat. Es iſt ſchwer, ein gutes Bild zu malen, aber noch ſchwerer, es dann zu verkaufen. Ja, das iſt das Gute der Klöſter, daß ſie Kunſt und Wiſſenſchaft ſchützen, denn ohne hier Schutz zu finden, wäret Ihr vielleicht für immer für die Kunſt verloren geweſen oder müßtet jetzt noch, gleich dem Handwerker, im Schweiße des Angeſichts kleine Heiligenbilder zum Verkauf fertigen. O, wie ſegensreich iſt doch der Glaube. Er allein leitete Euch und ſpricht aus Euern Bildern; er ſaß mit an der Staffelei und durchdrungen von ſeinem Geiſte entſtanden die herrlichen Werke. Möge er nie vergehen, der heilige Ernſt. Nicht allein die Hände unſerer Vorväter waren es, welche ſo hohe Dome emporthürmten, nein! die Frömmigkeit legte doppelt mit Hand an's Werk und ließ ſie erſtehen in ihrer Glorie. Sollte ſie einer fernern Zeit, einer ſpätern Generation fremd werden, es würde keinem Volke gelingen, wiederum dergleichen Tempel zu bauen und wenn ſich Millionen Hände dabei regten, denn die Kunſt bedarf der Frömmigkeit und des Glaubens wie das Wachsthum der Pflanzen die Sonne. Darum, mein guter Fieſole, wähnt nicht, daß Eure

Kunſt ſo ganz verborgen und ohne Anerkennung bleiben werde. Fürwahr! wir haben heute nicht vergebens St. Fortunatustag, denn er hat mir das Glück gewährt, ein Künſtlergemüth zuzuführen, das meine Achtung, ja, wenn Ihr wollt, meine Freundſchaft beſitzt.

— Eure Freundſchaft! rief Fieſole mit verklärtem Antlitz. Ich, ein armer ſchlichter Mönch. Ja, ſie ſei mir heilig, denn Ihr habt mir ja meine Fehler geſagt. Ich werde formen und verbeſſern, damit ich ſie verdiene. Aber ich bitte Euch, hegt nicht ſo hohe Meinung von mir, verſchweigt meinen Namen, den noch Niemand kennt.

— Aber hervortreten und dauern wird durch Jahrhunderte. Was hilft mein Schweigen, wo ſolche Werke reden? Wenn dereinſt noch von Cimabue und Giotto die Rede ſein wird, wenn man Maſaccio und Simon von Siena nennt, dann wird auch der Name Fra Giovanni da Fieſole nicht vergeſſen ſein, denn bei Gott und allen Heiligen, ſolch ein Bild wie dieß hier, hat keiner von ihnen geſchaffen. Noch Eins wie dieſes und Euer Name prangt unter den erſten Malern Italiens.

Hier drückte er dem erſtaunten Mönch die Hand

und verließ flüchtigen Fußes die Zelle. Fiesole stand da, forschend, ob es ein Traum, der ihn umfange. Er sah auf den Boden, wo er gestanden, der Meister, von dem er so viel gehört, der so erhabene Bildwerke geschaffen und dessen Name im ganzen Lande einen so guten Klang. Er wollte den Pinsel zur Hand nehmen und weiter malen, aber immer war es ihm, als stehe Michelozzo neben ihm und der Gedanke, im Beisein eines so großen Künstlers seine schwache Kraft zu gebrauchen, ließ ihn nicht zum Anfang kommen. Er stand auf und ging in den Klostergarten, wo er sich unter dem großen schattigen Kastanienbaum niederließ.

Nach einer Weile erhob er sein Haupt und begann lispelnd: Du, ein großer Maler! dein Name inmitten der Meister, denen du nicht würdig bist die Schuhriemen aufzulösen. Nein, nein! er muß sich geirrt haben. Nicht die Welt preise den Künstler, das selige Gefühl des Gelingens muß er im Herzen lesen und hier, hier ist es noch leer. Doch, dem Himmel sei Dank, das rege Trachten nach Vollkommenheit ist noch wach, und Heil demjenigen, in dessen Busen noch die Flamme der Begeisterung glimmt.

Während er so nachsann und des Künstlers gedachte, der ihn aufgesucht in seiner Verborgenheit, und dessen Worte noch in seinem Innern widerhallten, begann im Westen die Sonne zu sinken und warf ihre rothen Strahlen durch die belaubten Aeste des mächtigen Baumes. Fiesole, der sich sonst immer an dem Sinken der Glühenden labte, sah jetzt auf das Bild, was er hervorgezogen, auf das Bildniß seiner Maria. Er schien mit ihr zu sprechen, daß sie es sei, deren Geist ihn umschwebte, wenn er die Madonnenbilder male. Noch lange betrachtete er das Kleinod, verbarg es dann wieder sorgfältig unter seiner Hülle und schritt langsam durch den Kreuzgang seiner Zelle zu.

Als er daselbst anlangte, trat ihm der Prior entgegen und sagte gar wohlmeinend: Geht hinein, Giovanni! Michelozzo steht in Eurem Malstübchen. Eilig schritt er dahin, und als er die Thür öffnete, glänzte ihm, beleuchtet von den letzten Strahlen der Sonne, welche durch das Gitterfenster brachen, die Büste des Meisters entgegen. Von einem magischen Roth umfangen, blickte ihn das Marmorbild an, welches ihm der hohe Künstler als Beweis seiner Freundschaft zum Andenken verehrt.

— Wo iſt der edle Geber? daß ich ihm meinen Dank abſtatte, ließ ſich Fieſole vernehmen.

— Jenſeits dieſer Mauern, hub der Prior an. Er reiſte hin nach Rom und gedachte noch Euer in der Stunde des Scheidens.

Ja wohl, des Scheidens, denn er ſtarb auf der Reiſe von einem Schlagfluß getroffen.

Mit erneuter Kraft malte nun Fieſole an der Grablegung, und wenn ein Zweifel auftauchte, dann blickte er hin, nach der Büſte, als wolle er den Meiſter um Rath fragen. So waren denn jetzt zwei todte Bilder die einzigen Vertrauten in ſeiner Einſamkeit. Wenn ihn ſeine Maria begeiſtert, dann trat Jener gleichſam als Lehrer hinzu und ließ ihm die Fehler finden, die ſich vielleicht hier und da eingeſchlichen. Schon manchmal ſann er nach, wie er dem würdigen Mann ſeinen Tribut zolle und ſiehe da, als er auf dem Bilde das Geſicht des Nicodemus zu malen begann, da ſchaute er emſig nach der Büſte und ſchuf mit Hülfe der Erinnerung Michelozzo's Portrait, das gewiß zu den gelungenſten gehörte, die je erſchienen.

So ging denn nach Jahr und Tag das ſchöne Werk hervor, das bis jetzt Niemand erſchaut, als

die Mönche des Kloſters, welche es unweit des Altars aufhingen und es mit einer heiligen Scheu betrachteten.

Michelozzo mußte, bevor er Florenz verlaſſen, oder auf ſeiner Reiſe, von dem Talente des Mönches geſprochen haben, denn es geſchah einigemal, daß Fremde im Kloſter erſchienen und Fieſole um ein Bild von ſeiner Hand erſuchten. — Fragt den Prior, erwiederte er ſanft, an meiner ſchwachen Kraft ſoll es nicht fehlen. Wenn er nun keinen beſondern Auftrag erhielt, ſondern ihm ſelbſt die Wahl überlaſſen wurde, ſo malte er ein Madonnenbild. Wurde nach dem Preiſe gefragt, ſo lächelte er ſanft und ſprach: Gebt, was Euch dünkt. Er dankte, nahm das empfangene Geld und ſchlich ſich damit nach dem Orte, wo die Armenbüchſe hing. Wenn er ſich hier überzeugt, daß er ungeſehen ſei, ſo ließ er es ſtill hineingleiten, ging zurück in ſeine Zelle und dankte dem Himmel, daß ſeine Kunſt ihn in den Stand ſetze, der Armuth manchmal ſo ein erklecklich Schärflein zu bringen.

So waren bereits zwanzig Jahre vergangen. Ein Tag wie der Andere. Wenn er die Vigilien geſungen, ging er in ſeine Zelle und malte, die er

dann nicht wieder verließ, als bis die Glocke in den Speiſeſaal rufte. Die Maler ſeiner Zeit kannte er nur dem Namen nach, nie hatte er Einen geſehen und nur, wenn manchmal ein Pilger einkehrte, hörte er dieß und jenes von der Kunſt und ihren Jüngern. Seine eignen Werke waren während dieſer Zeit zu einer reichhaltigen Sammlung angewachſen und in der Kirche, im Verſammlungszimmer, ſo wie in den Zellen der Mönche vertheilt. Wie ſehr er die Einſamkeit liebte und ſeine größte Zeit der Kunſt widmete, ging daraus hervor, daß er das Kloſter im Verlauf der zwanzig Jahre nie verlaſſen, ſelbſt nicht einmal zur Zeit, als in Florenz die große Bauverſammlung Statt fand und außer italieniſchen Malern und Baumeiſtern ſich noch eine große Anzahl derſelben aus Deutſchland, England, Frankreich und Spanien eingefunden.

Er hielt ſein Talent für zu gering und einfach; ahnete nicht, daß er den Malern ſeiner Zeit voraus ſei und ſonach eine Stufe einnehme, die ihn hoch über die meiſten Künſtler erhob, die Ehre und Anſehen genoſſen und vermöge ihrer anerkannten Befähigung zu Reichthümern gelangten, die ihnen ein freies, ſorgenloſes Leben ſicherten, ein Leben, wie es

eigentlich die Kunſt verlangt, um ungehemmt di Flügel zu entfalten und den Genius walten zu laſſen, den ſo oft des Lebens Mühſal darnieder beugt. Daher kommt es, daß ſo manches Genie in Keim zerſtört wird, weil das Schickſal die Samenkörner ewiger Aernten nicht in den Furchen duldet, in welche der Goldregen niederträufelt und die Sonne des Glückes ſeine ſegnenden Strahlen wirft. Doch, wer widerſteht dem Drange des wahren Genies? keine Gewalt und Macht der Erde. Mag das Schickſal ihm auch noch ſo wild ſeine Teufelsfauſt entgegenballen, der Sieg wird ihm doch werden.

Die Zeit hatte indeſſen nicht nur vielfache Veränderungen und Umwälzungen in der Kunſt, ſondern auch in der Kirche hervorgebracht. Die Vereinigung der morgenländiſchen und abendländiſchen Kirche, ein Werk, das ſchon ſeit 500 Jahren im Gange war und deſſen Geſtaltung vergeblich zu Baſel und Ferrara verſucht worden war, ſollte endlich zu Stande kommen und die große Kirchenverſammlung zu Florenz nahm deßhalb ihren Anfang. So lange Florenz beſtand, hatte man noch nie einen ſolchen Zuſammenfluß von Menſchen geſehen. Im Rathspalaſt waren die Zimmer auf das glänzendſte

für den griechiſchen Kaiſer und ſein Gefolge ausgeſtattet, unter welchem ſich der berühmte Platoniker Gemiſtus Pletho befand, der das Amt eines Dolmetſchers verſah. Für den Cardinalbiſchof Coscia, welcher im Kloſter Maria Novella ſeinen Sitz hatte, wurde von da aus nach dem Dom ein verdeckter Gang gebaut, der mit prachtvollen Decken behangen war. Der gelehrte und kunſtſinnige Pabſt Eugen der Vierte hingegen hatte ſich im Marcuskloſter nur zwei einfache Zimmer vorbehalten.

Unbeſchreiblich war die Pracht, mit der all' die geiſtlichen und weltlichen Herren ihren Einzug hielten. Die Summen, welche die Bewirthung der hohen Gäſte erforderte, gab Kosmus Medici ganz allein aus eigenen Mitteln her und fand dafür vollen Erſatz durch die Geſpräche, die er mit dem hochbejahrten Dichter und Philoſophen Pletho pflog, der in ſeinem Hauſe wohnen mußte. Am Tage der Hauptverſammlung füllten Tauſende von Menſchen den Signorenplatz. Als der Pabſt Eugen unter einem purpu nen Baldachin, den vier Geiſtliche trugen, nach dem Dome ging, kniete das Volk auf der Straße nieder. Der griechiſche Kaiſer, Johann Paläologus, ſaß auf einem ſchwarzen Zelter, wäh-

rend vier Jünglinge mit Turbanen den grünen Thronhimmel trugen. Unter vielfachen Feierlichkeiten erfolgte die Vereinigung der Kirche, und nachdem ernste und strenge Verhandlungen im Dome gepflogen worden waren, fand auch ein poetischer Wettstreit Statt, wozu Peter Medici alle Dichter eingeladen, welche sich ermächtigt fühlten, um den Preis zu ringen, indem ein Jeder in einem Gedicht die wahre Freundschaft besingen mußte, wo auch Pabst Eugen zugegen war und die apostolischen Secretaire als Kampfrichter entschieden. Da Keiner von den erschiedenen Dichtern den Preis, einen silbernen Lorbeerkranz, errang, so ließ Kosmus Medici die Büste Dante's im Dome aufstellen und krönte selbige mit dem silbernen Lorbeer unter dem allgemeinen Jubel des Volkes.

Das Haupt der Signoren erhielt vom griechischen Kaiser ein weißes Roß mit goldenem Zügel und geflickten Decken behangen, welches dem Volke auf dem Signorenplatze vorgeführt wurde. Außerdem fanden noch viele Festlichkeiten Statt, ernste und heitere, zu welchen letztern sich ein glänzendes Wagenwettrennen gesellte, das ganz in der Art der alten Circusspiele auf dem großen Platz der Kirche

Maria Novella an einem heitern Nachmittage vor ſich ging. Auf den zwei erbauten großen Obelisken, die an 200 Ellen von einander entfernt und durch eine hölzerne Bruſtlehne mit einander verbunden waren, wehten Fahnen mit den florentiniſchen Löwen herab. In der Mitte waren purpurne Polſter und Stühle für die Signoren und andere hohe Gäſte. Von einem Gerüſt herab ertönte ſchmetternde Muſik, in welche ſich das Geſchrei der Verkäufer miſchte, welche Kuchen, Kaſtanien, Wein und Citronenwaſſer feil boten. In den fluthenden Volkswogen ſah man Vornehme und Bettler, Greiſe und Kinder, ja ſelbſt die Dächer waren mit Menſchen beſetzt.

An dieſem Tage, wo alle Geſchäfte ruhten, duldete es Keinen im Hauſe, ja ſelbſt das Markuskloſter ſchien verwaiſt, denn es hegte nur zwei Perſonen in ſeinen Mauern, den Pförtner und — Fieſole. Während draußen Jubel und Freude herrſchte, ſaß der fromme Mönch vor ſeiner Staffelei oder ſchaute über die Kloſtermauer hinaus in die herrliche Natur, was ſein Herz mehr labte, als alle die Genüſſe, welche die Schauluſt der Menge bot.

Gegen Abend kehrte der Pabſt Eugen in das

Kloſter zurück, welcher während der Luſtbarkeiten die Kunſtwerke in Florenz betrachtet und trotz ſeines Alters die meiſten Künſtlerwerkſtätten zu Fuße beſucht hatte, denn er war ein großer Verehrer und Kenner der Kunſt. So hatte er vorzüglich Kosmus Gemäldegallerie und mehre Bilder älterer Meiſter im Rathspalaſt und im Hauſe der Kaufmannszunft betrachtet. Beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte er aber den Bildhauern und Bronzegießern. Mit Deſiderio und Ghiberti ſprach er viel über ihre Werke und Letzterer mußte ihn ſogar nach der Michaeliskirche begleiten, da er ſo Wackeres von der Bronzethür und dem Standbild des heiligen Matthäus vernommen, welche beide Werke Ghiberti's Namen in ganz Italien bekannt gemacht. Auch verſäumte er nicht, die Bronzethür der Johanniskirche in Augenſchein zu nehmen, welche Andreas von Piſa bereits im Jahre 1330 gegoſſen.

Schon lag Mitternacht über der Flur; das Geräuſch des Tages war in Stille verſunken und die Kienfackeln vor den Häuſern und Paläſten der Großen fingen an zu verglimmen und flackerten nur hier und da noch auf. Im Marcuskloſter herrſchte Todtenſtille, nur Einer wachte noch —

Fieſole. Er dachte über die Kunſt und ſein Wirken in derſelben nach; ein Gegenſtand hoher Berathung beſchäftigte ſeine Phantaſie, der Moment der Weihe war über ihn gekommen, und in ſolchen ſeligen Augenblicken mußte er hinaus in's Freie. Nacht! Sturmesgrollen! Sternenhimmel! Flüſtern des Laubes! ja! das regt die Phantaſie an, die ſich erhebt, wie ein Rieſe von ſeinem Lager. Ohne die Nacht gäbe es keine Dichter, keine Künſtler. In ihr reifen die Früchte des Geiſtes gleich dem Wein, der nur in Mondnächten, und durch den Thau der Nacht zur Reife gelangt; und Poeſie und Kunſt, ſind ſie nicht der Wein des Lebens? Als Gott die Welt erſchuf, da rangen Körper und Geiſt um die Zeit, welche ſich theilt in Tag und Nacht. Beide rangen um die Nacht. Der Geiſt aber blieb Sieger im Kampfe, denn der Geiſt will Licht und alles Licht des Geiſtes kommt ja aus den Tiefen der Nacht, wie es ſchon der Heiland verkündet, als er da rief: wir müſſen niederfahren zur Hölle, um aufzufahren gen Himmel.

Im Marcuskloſter waren bereits die Frühgebete beendigt und Fieſole ſaß ſchon an ſeiner Staffelei, um den Grundriß zu ſeiner nachher ſo berühmt gewordenen Himmelfahrt nach den entworfenen

Skizzen anzulegen, als der Prior des Kloſters ſich in das Gemach des Pabſtes begab, um ſich zu erkundigen, wie derſelbe geruht. Bei ſeinem Eintritt fand er den hohen Gaſt ſchon auf und im Anſchaun eines Bildes verſunken, das an der Wand hing.

Wunderbar! rief der Pabſt, indem ſeine Blicke noch immer auf dem Bilde hafteten, das eine Madonna, vom heiligen Marcus und mehreren Engeln umgeben, darſtellte. — Kaum vermochte ich einzuſchlafen, als ich geſtern Abend von meinem Lager aus dieß Bild erblickte, das, im Schein der Wachskerzen, eine magiſche Wirkung hervorbrachte. Das Hohe, Heilige in den Zügen der Madonna und dann das überaus Weiche und Sanfte in den Engelsköpfen, haucht ein Gefühl ein, das eine wunderbare Wirkung im Gemüth hervorbringt. Fürwahr! es iſt doch etwas Hohes und Herrliches, um die Kunſt der alten Meiſter, denn unſere heutige Kunſt iſt meiſtens nur halb und theilweis ſchön und erſcheint öfters als ein erkünſteltes Produkt. Die Jetztzeit malt für's Auge, die Alten für die Seele, dieß widerlege, wer ſich hier mit den Schönheiten dieſes Meiſterwerkes vertraut gemacht.

— Also wirklich ein Meisterstück? stammelte der Prior.

— Ja, das ist's! und wie mir dünkt, aus Giotto's Zeit, aus jenen Tagen, wo noch fromme Einfalt und heiliger Sinn mit an der Staffelei saß. Wahrlich! ein Heiliger malte dieß Bild. Sollte nicht in einer Ecke desselben der Name des wackern Künstlers zu lesen sein?

— Dieses nicht! erwiederte der Prior; dazu ist der Maler viel zu bescheiden. Er lebt noch, hier in diesem Kloster.

— Wie? rief erstaunt der Pabst, er lebt, hier, in diesen Mauern, sein Name?

— Giovanni da Fiesole nennt er sich. Schon seit zwanzig Jahren weilt er unter uns und noch viele Bilder von seiner Hand gemalt, finden sich in den Zellen der Mönche und in der Kirche vor.

— Laßt sie mich sehen, rief der Pabst, indem er eine Pelzschaube mit Hermelin verbrämt umwarf. Giovanni da Fiesole, noch nie habe ich diesen Namen gehört.

Der Prior führte ihn zuerst in das Versammlungszimmer und von da in mehre Zellen. Immer reger wurde die Aufmerksamkeit des Betrachtenden,

als er hier ein Bild sah, welches die Erweckung des Jüngling zu Nain darstellte. Welch ein Wesen, bemerkte er zum Prior, spricht aus der Figur des Heilandes, der auch im irdischen Gewande seine überirdische Erhabenheit nicht verleugnet, und hier, das einfach schlichte Gemälde, wo der Maler die himmlischen Freuden schildert. Ja! auch die Einfalt hat ihre Größe.

Das Erstaunen des kunstliebenden Pabstes aber erreichte den höchsten Grad, als er in die Kirche trat, wo Fiesole's Hauptwerke prangten. An einem Pfeiler war ein Baum gemalt, an dessen Stamm der heilige Dominicus stand, dem das Marcuskloster gewidmet war. Rings an den Zweigen gewahrte man alle Päbste, Cardinäle und Heilige, die zum Predigerorden gehörten und sämmtlich auf kleinen runden Schildern angebracht waren. Von hier aus schritt der Pabst nach dem Ort, wo das Altarblatt hing: die Krönung Maria's darstellend, umringt von himmlischen Heerschaaren, Märtyrern und Heiligen. Dicht darunter waren kleine Bilderchen, welche die Thaten des heiligen Dominicus darstellten.

Da die dunkeln zusammengezogenen Fenstervorhänge den Bildern die Wirkung raubten, so gab

der Prior Befehl, dieſelben zu entfalten. Als ſie nun Beide vor Fieſole's ſchönſtem Bilde, der Grablegung, ſtanden, da flogen die Hüllen hinweg und das Licht fiel mit ſeinem vollſten Glanze auf das Meiſterwerk herab. Der Pabſt ſank in tiefes Staunen und faltete unwillkührlich die Hände. Was iſt's, das mich erfüllt und die Nerven ſchauern macht? lispelte er, indem er gläubig aufblickte. Hier, in dem engen Kirchlein, ſo Großes und Erhabnes. Fürwahr! ſolch ein Bild hängt nicht in Romas Tempeln und der, der es ſchuf, lebt hier ungekannt? Auf! zeigt mir noch Alles, auch das Kleinſte von der Hand dieſes frommen Mönches, damit ich ihn ganz kennen lerne.

Der Prior öffnete den Altardeckel und überreichte dem hohen Gaſte mehre Reliquienkäſtchen.

— Wie? auch auf Elfenbein? Heilige und Bilder aus der Geſchichte der Geneſis?

Emſig ſchritt der Prior nach dem Chorpulte und brachte mehrere Sangbücher herbei, deren Titelblätter mit den trefflichſten Miniaturen geſchmückt waren, und wo jeder Anfangsbuchſtabe ein Muſter von Schrift uud buntfarbiger Malerei war.

— Iſt es möglich, daß ein Menſch alle dieſe

Werke geschaffen? Welcher Fleiß, welche Harmonie im Großen wie im Kleinen, und jenes Bild, Treu und Glauben ist mit hineingeflossen in den Schmelz der Farben, denn die Reinheit und Gottseligkeit spricht aus jedem Zuge. Fürwahr! wer so der Kunst dient, der hat sein Opfer gebracht, denn jeder Pinselstrich ist ein Ave Maria.

— Ja, das muß wahr sein, erwiederte der Prior, denn nie beginnt Fiesole ein Werk, ohne Gott um glücklichen An- und Fortgang gebeten zu haben. Das Malen nennt er mit dem Heiland umgehen und als er hier das hohe Bild, die Grablegung, malte, da ist manche Thräne mit hineingefallen.

- Die einst auferstehen werden, als leuchtende Perlen, sprach der Pabst. — O, wo verbirgt sich doch das Genie. Ich hielt anfänglich diese Gemälde aus Giotto's Zeit, aber jetzt sehe ich, daß der Maler hoch über all den Künstlern steht, denen ich bisher meine Verehrung gezollt.

— Ja, ich habe schon längst Verwunderung gehegt, wie Fiesole so ganz allein und ohne eigentliche Lehren so schnell in der Vollendung seiner Kunst vorgeschritten.

— Das ist ja der Triumph der Hohen, der

Göttlichen. Nicht wird die Kunſt mühſam aufgezogen, wie ein ſterblich Kind. Nein! wie Minerva aus Jupiters Stirn tritt ſie mit unwiderſtehlichen Waffen gerüſtet aus dem Haupte des Künſtlers hervor, und herrſcht in ihrem weiten, unermeßlichen Reiche mit der Kraft eines Gottes. — Schnell! erzählt mir noch mehr von dem wunderbaren Maler; ſein Taufname?

— Toſini.

— Seine Aeltern?

— Starben frühzeitig. Der Vater ſoll ein armer Schreiber geweſen ſein, nach deſſen Tode Giovanni zu einem Verwandten gekommen, der ein armer Töpfer geweſen und Thonplatten gefertigt.

— Hat denn vor mir Keiner den Edelſtein erkannt, der hier verborgen liegt?

— Nein! Die Bilder hier hängen etwas im Dunkeln und die Zellen der Mönche ſehen ſelten Beſuch. Vor mehreren Jahren ſprach einmal der Bildhauer Michelozzo bei ihm ein und einige Zeit darauf erhielt er von ein paar Fremden Auftrag, Gemälde für ſie anzufertigen. Der Preis, den er dafür empfangen, war nicht unbedeutend, denn als ich eines Tages die Armenbüchſe öffnete, lagen

Goldstücke darin und man sagte: Fiesole habe sie hineingelegt, es wäre das Geld, das er von den Fremden für seine Gemälde empfangen, obgleich er nie gefodert, sondern die Bezahlung den Bestellern überlassen.

— Wie lange ist dieß her?

— Es mögen wohl zehn Jahre dazwischen liegen, denn es war zur Zeit, als er die Grablegung vollendet. Irdische Güter hat er nie gekannt; fromm, andächtig und so recht mit Leib und Seele für die Kunst zu leben, erachtet er als das höchste Glück. Genüsse außer denen des Geistes kennt er nicht, sein ganzes Leben war eine Entbehrung.

— Aber ein reicher Zuschuß für die Kunst und hier, dieß Kloster, hat den Ruhm, ihn gehegt und gepflegt zu haben. So arm und leer an dem äußern und so reich an innerm Leben, aus dem doch erst die Kunst entspringt. Ha! es drängt mich, ihn kennen zu lernen, ihn, den frommen Mönch, den ich zwar schon in seinen Bildern erschaut, denn jedes Gemälde ist der Spiegel seiner Seele, der Abglanz seiner Frömmigkeit und Gottseligkeit, in deren Strahlen allein das Werk der Kunst gedeiht.

Eilig wollte der Prior von dannen, um Fiesole

herbeizuholen, als Pabſt Eugen dieß verhinderte und rief: Laßt ihn, nicht will ich, daß er komme, wie ein Diener zu ſeinem Herrn, den man rufen läßt, daß er diene und gehorche. In ſeiner Werkſtatt, in ſeinen vier Pfählen muß man den Künſtler ſehen, nicht in der Außenwelt des Zwanges, welche all' den Glanz und die Poeſie abſtreift, die ihn da umgiebt. Das Stübchen eines großen Dichters, eines großen Künſtlers iſt gleich dem Allerheiligſten im Tempel und die Hammerſchläge in der Werkſtatt eines gefeierten Bildhauers achte ich eben ſo hoch, als die Glockentöne, die zur Andacht in die Kirche rufen.

Belebt von dem glühendſten Eifer für die Kunſt ſchritt er an der Seite des Priors aus dem kleinen Gotteshauſe. Draußen ſtanden mehre Cardinäle und Nuntien, die ſeiner Befehle harrten und ſich demüthig verbeugten. Er ſah ſie nicht, er hörte ſie nicht, denn es verlangte ihn, den Maler kennen zu lernen, deſſen Werke ihn ſo wunderbar ergriffen.

Als der Prior die Thür der Zelle geöffnet und Fieſole den Fürſten der Kirche in ſeiner ſtillen Klauſe eintreten ſah, ſank er vor ihm in's Knie. Der Pabſt aber breitete die Hände aus und ertheilte ihm den

Segen. — Steh auf, Giovanni! ſprach er mit leutſeliger Stimme, indem er ihm die Hand reichte und ihn mit milden Blicken betrachtete.

Der arme Mönch war ganz betroffen und vermochte kaum einige Worte zu ſtammeln. Als ihn aber der Pabſt ermunterte und ſich von ihm die Skizzen zu der Himmelfahrt zeigen ließ, welche er zu malen angefangen, da gewann er Faſſung, betheuerte aber, daß ſein Schaffen nicht die hohe Aufmerkſamkeit verdiene, indem er nur zu oft eingeſehen, daß das Vollbringen hinter dem Wollen zurückgeblieben.

— Nicht ſo, mein Giovanni! erwiederte der Pabſt, Eure Werke werden noch währen, wenn wir Beide längſt in Staub zerfallen. In tauſendfältigen Copieen werden ſie in die Welt wandern und Millionen Herzen erwärmen, denn wer ſo wie Ihr malt, der hat Anſpruch auf die Liebe ſeines Volkes, auf die Liebe aller Nationen der Welt. Auf! ermannt Euch, kommt mit nach Rom und malt dort ſo herrliche Bilder, wie Ihr es hier in der Einſamkeit gethan, ich meine: es wird Euch und der Kunſt frommen.

— Nach Rom! in die ewige Stadt, in die Hei-

math der Künſte. Fieſole warf einen fragenden Blick auf den Prior, unterdrückte einen Seufzer und — willigte ein. Der Pabſt reichte ihm freudig die Hand und begab ſich in ſeine Zimmer zurück. Die Mönche des Kloſters erhielten Kunde von dem, was geſchehen, und da ſie Fieſole wie einen Bruder liebten, obgleich er immer ernſt und weniger zugänglich war, ſo begaben ſich eiligſt mehre in ſeine Zelle, um aus ſeinem Munde das Nähere zu erfahren. Fieſole aber war hinausgegangen in den Kloſtergarten, wo er ſich unter dem großen Kaſtanienbaum, ſeinem Lieblingsplätzchen, niedergelaſſen, und betrachtete das Bildniß ſeiner geliebten Maria.

Nicht wollte man es glauben, daß er den Ort verlaſſen könne, wo er von Allen geliebt und wie ein Heiliger verehrt wurde. Selbſt der Prior gedachte mit Wehmuth der Stunde, wo er Einen der Frömmſten entlaſſen ſollte, die je im Kloſter gelebt. Gegen Mittag erſchien der päbſtliche Nuntius in Fieſole's Zelle und hinterbrachte ihm: daß Seine Heiligkeit wünſche, ihn bei Tafel an ſeiner Seite zu ſehen. Der Wunſch des Pabſtes war ihm Geſetz; er gehorchte und trat, tief in ſeine Kutte gehüllt, in den Saal, wo viele Biſchöfe und Cardi-

äle verſammelt waren, die einen Umgang in der Kloſterkirche gemacht und die Gemälde des Mönches betrachtet. In ganz Florenz verbreitete ſich ſein Ruhm. Künſtler und Gelehrte eilten herbei, man ſprach nur von Fra Giovanni da Fieſole. So erfüllte ſich denn, was Michelozzo gleichſam prophetiſchen Geiſtes geſprochen, und der Prior verehrte im Einverſtändniſſe mit den Brüdern dem Pabſt das Bild der Grablegung, als eine Erinnerung an die Kirchenverſammlung zu Florenz und ſeinem Aufenthalt im Marcuskloſter. Der Tag der Trennung nahte. Beklommenen Herzens durchwanderte Fieſole noch einmal den Kreuzgang, an deſſen Boden er jeden Ziegel kannte. Noch einmal ging er im Kloſtergarten auf und ab, hier, wo er ſo manche herrliche Idee erfaßt und ſeinen Gedanken über die Kunſt nachgehangen. Als er aber zuletzt noch einen Blick in ſeine kleine Zelle warf, in das kleine enge Malſtübchen, wo er zwanzig Jahre gelebt und alle ſeine Hoffnungen und Träume umſchloſſen, da übermannte ihn eine unnennbare Wehmuth und ein Thränenſtrom quoll aus ſeinen Augen.

Tief ergriffen und auf das Innigſte gerührt, nahm er von Allen im Kloſter Abſchied und folgte

dem Pabſt nach Rom, wo er in der Engelsburg wohnen ſollte. Roms größte Künſtler ſuchten ihn auf und rangen um ſeine Freundſchaft, er aber, anſpruchslos und einfach, ließ ſich daſelbſt in einem Kloſter aufnehmen und beendigte hier ſein größtes Meiſterwerk — die Himmelfahrt, das in unzähligen Copieen nach allen Landen der Chriſtenheit ging. Der Pabſt, der außer Fieſole's Wiſſen in der Kunſt auch ſeine wahre Frömmigkeit erkannt, bot ihm die erledigte Erzbiſchofſtelle in Florenz an. Fieſole aber ſprach: die Kunſt möchte mich vielleicht die mir obliegenden Geſchäfte nicht mit der Sorgfalt verrichten laſſen, wie es verlangt wird, darum laßt mich bleiben ein ſchlichter Mönch, denn die Kunſt verlangt ein ganzes, kein getheiltes Leben. Er blieb und ſchuf noch manch herrliches Bild. Er ſtarb in ſelbigem Kloſter, aber ſein Name iſt geblieben, denn wer ſo wie er, der Zeit vorausgeeilt, deß nimmt ſich die Zeit an und nimmer, nimmer zerſtört ſie ſein Gedächtniß.

Adelaide Giorgi.

Adelaide Giorgi.

Nachläſſig den Pudermantel über die Schultern geworfen, ſaß die Primadonna der franzöſiſchen Oper, Adelaide Giorgi, auf dem rothſammetnen Lehnſtuhl und ſchaute in den mit Goldzierrathen verſehenen Handſpiegel, um zu ſehen, ob die hoch friſirten Haare ganz nach der herrſchenden Mode wären.

— Jeanette! rief ſie ihrem Kammermädchen zu, ſtudire doch nur mehr Romantik. Dieſe eine Locke höher hinauf und die andern etwas ſchmachtender auf die Seite. — Die Dienerin gehorchte.

— Jeanette!

— Was beliebt?

— Mehr Genialität, mehr Erhabenheit in die rechte Locke und dann die Goldroſe hinein. So, etwas ſchelmiſch, damit ſie hervorlugt wie Actäon, als er Dianen im Bade belauſcht.

Das Kammermädchen kam dem Willen der Primadonna nach und ſann, wer wohl der lüſterne

Actäon sein könne, der sich herausnimmt, in den Badestuben Ocularinspectionen anzustellen.

— Jeanette!

— Mademoiselle!

Wenn die angehende Bettlerin wieder kommt, die mich gestern Vormittag heimsuchte, so sage nur, ich wäre unwohl und nicht zu sprechen, ein= für allemal.

— Wer ist denn diese arme Frau?

— Eine ehemalige Schauspielerin, die Clairon, der ehemalige Glanzpunkt des Théâtre français, die Königin von Carthago, wie sie Voltaire zu nennen geruht.

— Eine Königin von Carthago?

— Ja! ihr Regiment währte nur kurze Zeit. Sie verließ die Bühne und begab sich nach Baireuth, ein kleines Nest in Deutschland, wo sie am Hofe des Markgrafen die Rolle einer Pompadour gespielt.

— Wie hat sie denn die Gnade so schnell verscherzt?

— Lauf der Welt. Monarchengunst ist eine Wetterfahne, die sich nach dem Winde dreht. Man hat ihr den Laufpaß gegeben, und die Noth zwingt sie das Mitleid hiesiger Künstler in Anspruch zu nehmen.

— Die arme Frau! — ich bedaure sie herzlich.

— Ich nicht. Hochmuth kommt vor dem Fall.

— Wodurch ſoll ſich denn nun die Arme ernähren?

— Sie kann Strümpfe ſtricken oder mit dem Kupferſtiche von Venloo trödeln gehen, der ſie als Medea darſtellt und vor ungefähr zwanzig Jahren angefertigt wurde. — Doch jetzt von ernſtern Dingen. Hat die Dupont mir noch nicht die neuen Stoffe zur Anſicht geſchickt?

— Noch iſt nichts gekommen, wird aber wohl noch heute geſchehen.

— Nimm dem Mädchen die Sachen im Vorzimmer ab, ich kann es nicht leiden, wenn ſich ſolche Geſchöpfe in meine Nähe drängen. — Jetzt ſchnell, es kommt wahrſcheinlich Beſuch. Anbeter, die mich umſchwärmen und glücklich ſind, wenn ein gnädiger Blick auf ſie herabfällt.

Kaum war die Toilette beendigt, ſo wurde ſehr ſanft an der Klingel gezogen. Während die Primadonna den Pudermantel von ſich warf und nun eine herrliche Robe à la Bergère erkennen ließ, öffnete Jeanette die Thür.

Leiſe wie Feentritt, gleichſam ſchwebend, wie der goldene Flügelſtaub der Schmetterlinge, ſäuſelte der

von ſüßen Gewäſſern träufelnde Marquis von Cliſſon in das Zimmer der erſten Sängerin.

— Permiſſion! hochgefeierte Künſtlerin! lispelte der Süße, indem er ihr die Hand küßte. Wohl geſchlafen auf den Lorbeeren, die Sie ſich geſtern als Alceſte erworben? — Ach, Sie waren himmliſch! Ihre Bravour-Arie: Il me dechire et m'arrache le coeur. Ich ſage Ihnen, Sie ſind mir im Traume erſchienen, obgleich ich ſehr unruhig geſchlafen, da mich das Applaudiren ungemein angegriffen.

— O, ich bedaure von Herzen. Aber, es war nahe daran, dem Publicum den Genuß zu entziehen, indem ich feſt entſchloſſen war, geſtern nicht zu ſingen.

— Mon dieu! das wäre ja ſchrecklich geweſen, ein Unglück für ganz Paris. Weshalb? warum? doch nicht etwa gar durch Unpäßlichkeit?

— Nein, eine kleine Caprice, die mich manchmal überfällt.

— Caprice? — O Sie kleine Schäkerin.

Der Künſtler ſoll und darf ſich nicht immer als Sclave des Publicums betrachten. Durch Abſagung eines Stückes kommt ſein Name mehr in's Publicum,

als wenn er zehnmal darin auftritt, denn der kleine rothe Zettel ſetzt Tauſende von Zungen in Bewegung.

— Kenne das. So ein Unglückspapier iſt fähig, das ganze Café Procope in Verwirrung zu bringen. Warum? weßhalb? — Eingetretene Hinderniſſe. — Iſt ſie krank? iſt er durchgegangen? Ach, man wird erdrückt von all' den Fragen, die ein ſolcher Sturm mit ſich führt.

— Neulich habe ich auch einen ſolchen Sturm herbeigeführt.

— Sie? himmliſche Adelaide? — nicht möglich!

— Und doch. Sie werden ſich entſinnen, daß unlängſt auf hohen Befehl „Orfea" angekündigt war

— Sehr wohl! es war am 13. Auguſt. Mein Couſin, der Chambellan, hatte ja die Ehre, dem Directeur Dauvergne den Befehl des Königs zu hinterbringen.

— Befehl! Befehl! — Ein König kann über eine Million Soldaten gebieten, daß ſie ſich marſchfertig halten ſollen, aber nie über einen Künſtler, daß er ſpiele oder ſinge. Dieß habe ich bewieſen, indem ich an jenem Tage mich zwei Stunden vor der Vorſtellung krank melden ließ.

— Wie? le malade imaginaire privatim geſpielt?

— Zu meinem Vergnügen und — zur Kühlung einer kleinen Rache.

— Rache?

— Sie kennen ja die Duplant, die für zweite Partieen engagirt und ſchon ſeit halben Ewigkeiten mit einem Herrn von Lavaſſeur verlobt iſt, der gewiſſe Herr, der immer ein Heer ſogenannte Claqueurs im Parterre aufſtellt, wenn ſeine Wertheſte einmal im Beſitze einer erträglichen Partie iſt.

— Kenne ja die Stumpfnaſe. Eine Toilette zum verzweifeln. Im „Roſenfeſt von Salency" ſah ſie wie eine melancholiſche Fledermaus aus.

— An jenem Tage Nachmittags um zwei Uhr ſah ich ſie mit ihrem Seladon auf's Land fahren, auf ein Gut, drei Stunden von Paris. Nach Paragraph 12 unſerer Contracte darf am Spieltage kein Mitglied vor Abends ſieben Uhr das Haus verlaſſen. Mein Plan war bald gemacht. Um vier Uhr ließ ich mich krank melden, gerade als der Comité verſammelt war. Allgemeine Ueberraſchung. Doch — die Duplant hat ja meine Partie zu ihrer Auftrittrolle gewählt, mithin keine Hemmung. Man ſchickt eiligſt in ihre Wohnung; alle Thüren ver-

ſchloſſen. Boten gehen nach allen Winden, — vergebens. Orfea auf hohen Befehl; der Comité iſt in der größten Verwirrung, denn es ſoll und muß Oper ſein. Die Theaterdiener liefen ſchweißtriefend in alle Straßen, um die nichtbeſchäftigten Mitglieder herbeizuholen und nach unſäglicher Mühe brachten ſie zwei kleine Operetten zu Stande.

— Entſinne mich. Der Gärtner von Sidon und Monſigny's Operette: „Man ſieht niemals Alles voraus."

— Ja, ich ſah aber Alles voraus. Die Duplant wurde mit Einziehung einer halben Monatsgage beſtraft und ich hatte mein Müthchen gekühlt.

— Herrlich, herrlich! — Aber, mon dieu! wie fanden Sie ſich denn mit dem mediciniſchen Richter, mit dem Theaterarzt ab?

— Theaterärzte? O, Herr Marquis! das ſind Phantaſieſtücke. Etwas Verſtellungskunſt würde ſchon hinreichen, ſo einen Jünger des Aesculap aus dem Gleiſe zu führen. Iſt aber gar nicht nöthig; wenn ich ſage: ich bin krank, ſo glaubt er es.

— Unmöglich! — Der Staatsſecretair, der das Departement von Paris hat, hat ja neulich dergleichen Männer in Eid und Pflicht nehmen laſſen.

— Der Theaterarzt ist mein Hausdoctor. Widerspricht er, so —

— Charmant, charmant! — Aber werden sie um des Himmels willen nur nicht diese Woche krank, ein klassisches Repertoir.

— Ei, Herr Marquis! haben Sie so genaue Kenntniß von unserm Theater?

— Weiß Alles. In vierzehn Tagen wird ein neues Ballet einstudirt: „Acis und Galatée." Jetzt aber das Neueste.

— Nun?

— Wissen Sie, wie hoch sich die Summe beläuft, die man dem Ritter Gluck als Pension ausgesetzt? Dreitausend Livres. — Es war ein Geheimniß, das mir die Orchesterdirigenten Francoeur und Roy anvertraut haben, als ich sie das fünfte Mal bei mir zu Tische hatte.

— Aber das Repertoir?

Liefert mir der Souffleur. Sehen Sie, hier ist es. Sonntag: Lucile von Gretry; Dienstag: das Fischermädchen von Piccini, dann der Faßbinder von Audinod, und Donnerstag ....

— Der Kammerdiener des Prinzen Condé! rief

Jeanette, die jetzt hereintrat und dem Angemeldeten die Thür öffnete.

Selbiger übergab der Primadonna ein zierliches Billet. Nachdem sie selbiges gelesen, ließ sie Seiner Hoheit ihren Respect vermelden und — sie würde erscheinen. — Kaum war der Kammerdiener hinaus, als der Marquis lispelte: Wie? Holdselige, vom Prinzen Condé ...

— Eine Einladung zu heut' Abend, zu einer der musikalischen Academieen, die der Prinz von Zeit zu Zeit in seinem Palais zu geben pflegt. In den höflichsten und gewählteſten Worten ersucht er mich, eine Arie zu singen. Ich habe es zugesagt. Werde ich das Vergnügen haben, Sie dort zu sehen?

— Mir ist noch nicht die Ehre zu Theil geworden. O! hohe, gewählte Gesellschaft. Nur kann ich, als Freund der Oper, es durchaus nicht billigen, daß er öfters Schauspieler mit in den Kreis zieht.

— Wie? Schauspieler vom Théâtre français? keine Mitglieder der Oper?

— Kenne sie Alle. Francoeur, der neulich des Prinzen neueste Compositionen für die Flöte durchsehen mußte, hat sie mir genannt.

— Schnell, Herr Marquis! ihre Namen.

— Dugazon, Dorival, Préville und neulich auch die ſchöne Pardon! — die Olivier.

— Wie? die Olivier? die ſich auf ihr bischen Geſicht Wunderdinge einbildet und nimmermehr vom Kothurn herunterkommt. Ha! ſie werden wohl der leeren Declamationen überdrüſſig ſein.

— Was ſind aber auch die ſüßen Verſe einer Amenaide und einer Zaire gegen einen Triller der Primadonna! Aber, was muß ich hören? Die Olivier, eine gewöhnliche Schauſpielerin, iſt mir, der Primadonna aſſoluta, vorgezogen worden? Nimmermehr erträgt dieß mein Stolz! ich werde mir Genugthuung verſchaffen und die Sache auszugleichen wiſſen.

— Mon dieu! auf welche Art? — Himmel! ich ahne, Sie wollen keine Notiz von der Einladung nehmen, wollen gar nicht hingehen?

— Getroffen, Herr Marquis. In dieſem Gedanken liegt eine Welt voll Seligkeit. Ha! ſchon ſehe ich im Geiſte, wie ſich die bekreuzten und beſternten Herren um den Prinzen drängen, wie man nach der Urſache meines Außenbleibens forſcht, wie ſich der Prinz in Verlegenheit befindet, die Nummer des Concerts auszufüllen, die eine meiner Bravour-Arien geſchmückt und an deren Stelle vielleicht nun

ein einſchläferndes Flötenſpiel tritt. Ja, ja! Beharrlichkeit ſei heute die Loſung, ich, die Primadonna der franzöſiſchen Oper zu Paris, will ein Beiſpiel geben, was eine Sängerin vermag, will zeigen, daß ſie trotzen kann den Großen und Mächtigen, die da wähnen, die Kunſt ſei eine Dienerin, welche aufwarten müſſe, wenn es ihnen beliebt.

— Dem Marquis war der Schreck in alle Glieder gefahren. Faſt zitternd lispelte er: Hohe, verehrte Adelaidchen! verrathen Sie mich nicht, daß ich Mitwiſſer des Geheimniſſes bin. Mein Couſin, der Chambellan, — mon dieu! es iſt ein Wagſtück —

— Das ich ganz allein übernehme. Auf Wiederſehen, Herr Marquis!

Der alte Muscadin empfahl ſich und ſtieg beklommenen Herzens in den Wagen, der jetzt davon rollte.

Die Primadonna machte den Nachmittag eine Spazierfahrt und ließ bei ihrer Nachhauſekunft vom Kammermädchen alle diejenigen Kleidungsſtücke wieder hinwegtragen, die ſelbige ſchon zur ausgewählten Toilette bereitgehalten hatte. Während ſie des Abends in aller Bequemlichkeit auf dem ſchwellenden Divan ſaß und ſich von ihrem Kammermädchen

aus den Memoiren der verſtorbenen engliſchen Schauſpielerin Sophie Baddeley deren Liebesabenteuer vorleſen ließ, wurde heftig die Klingel im Vorhauſe gezogen. Jeanette eilte hinaus. Gleich darauf trat athemlos der Kammerdiener des Prinzen ein, um ſich im Namen Seiner Hoheit nach der Urſache des Außenbleibens zu erkundigen.

— Concert — bei dem Prinzen? erwiederte ganz unbefangen die Primadonna. Ha! dieſes habe ich ganz vergeſſen und nun noch zu erſcheinen iſt unmöglich; denn, wie Sie ſehen, bin ich im Negligee.

Der Kammerdiener entfernte ſich und brachte ſeinem Herrn die Hiobspoſt. Mademoiſelle Giorgi aber freute ſich dergeſtallt, daß ſie mit ihrem Schooßhunde zu tanzen begann.

Der Marquis fürchtete böſe Folgen und wähnte ſchon, einen Scandal losbrechen zu ſehen, wenn Einer im Parterre ſich räusperte oder wenn nur ein Stock umfiel. Es geſchah nicht das Geringſte, denn, wird ſich ein Prinz auf ſolche Art rächen? Die erſte Sängerin feierte noch manchen Triumph und als nach einigen Wochen der Marquis abermals geruhte, ihr einen Beſuch abzuſtatten, fand er die Primadonna geſchmückt wie eine Fürſten vor ihrer

Pſyche ſtehen. Eine Tunica von Crepp, mit koſtbaren Spitzen beſetzt, umwogte ihre Schultern, während von dem Barett herab zwei ſchwarze Reiherefedern wallten, mit denen man zu Ende des vorigen Jahrhunderts unerhörten Luxus trieb und das Stück mit zwei bis 300 Francs bezahlte. Auf ihren Fingern glitzerten ganze Diamantgruben und die Atlasſchleppe reichte hin, das Etabliſſement eines kleinen Seidenhändlers zu begründen.

— Süße! wollen Sie mich blenden? lispelte der entzückte Marquis, indem er ihr die Hand küßte. Hohe! Herrliche! Göttliche!

Hier verſiechte dem unſterblichen Moſchusmenſchen der Quell der Beredtſamkeit, den nur die Primadonna wieder flüſſig machte, indem ſie höchſt erfreut und in ſcherzendem Tone fragte: Errathen Sie wohl, Herr Marquis! wo ich heute ſpeiſen werde?

— Speiſen? heute? — Gewiß beim Marquis de Villmes.

— Sie irren!

— Beim Marſchall de Bellville?

— Hinauf! in höhere Regionen! Bei ſeiner Hoheit, dem Prinzen Condé.

— Himmel! welch ein Triumph!...

Den zu feiern mir allein vorbehalten ist. Sie wissen, daß ich ihn unlängst durch mein Außenbleiben in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Tausende, selbst Sie, Herr Marquis, würden sich glücklich geschätzt haben, Zutritt in so hohem Hause zu erhalten. Ich, die Primadonna, lachte darob und — doch, doch. Ha! wo ist eine Aktrice, die sich solcher Huldigungen rühmen darf? Wo ist das Weib in Paris, dem solche Ehre erwiesen wird, wie mir?

Stern erster Größe! winselte der Marquis, lassen Sie mir das Glück zu Theil werden, Sie in meinem Wagen in das Palais zu begleiten.

Der Stern erster Größe nahm dieß Anerbieten an; die Schleppe der Primadonna rauschte durch den Vorsaal; der Marquis folgte ihr bis zur Kutsche, die vor ihrem Hause hielt. Am Palais des Prinzen angelangt, stieg die Sängerin aus und ging stolz die mit Fußteppichen belegte Treppe hinauf. Ein Kammerdiener empfing sie und geleitete sie in ein Vorzimmer, wo sie sich wider Erwarten ganz allein befand.

Sollte sie heute die Erste sein? sie, die immer die Letzte war und auf sich warten ließ? — Wo bleibt der Prinz, der sie begrüßt, der sie vorstellt, wo bleiben die Huldigungen und Elogen? —

Schon war eine Viertelstunde vergangen und noch ließ sich Niemand sehen, Der Kamin, der sonst immer wie ein Vulkan glühte, schien heute ein ausgebrannter Krater. Das kleine Schauerchen war verflogen und es begann eine Temperatur einzutreten, die sehr viel Talent zum Gefrierpunkt hatte.

Die Künstlerin, die sich auf einem Sessel niedergelassen, erhob sich jetzt und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Die Oelgemälde an den Wänden schienen Leben und Gestalt zu gewinnen, denn ein Faun grinste sie ganz schelmisch an und ein Bild aus der niederländischen Schule, wo eine Dirne so zu sagen Rübchen schabte, schien auf allen Tritten zu folgen. Schon trat eine Zornesröthe auf das Gesicht der ersten Sängerin, denn es fing ihr an, sehr ennuyant zu werden, da hörte sie Thüren öffnen und Menschenstimmen aus allen Tonarten. Endlich! endlich! — Die Flügelthür sprang auf und der Kammerdiener, der neulich an die Primadonna abgeschickt worden war, brachte ihr mit Bedauern die Nachricht: Hoheit hätten die Einladung ganz vergessen und speiseten heute bei Hofe.

Mademoiselle Giorgi schluckte den Aerger hin-

unter (das Einzige, was ſie zu ſchlucken bekam) und ging beſchämt durch die Bedienten, die trotz der der tiefen Referenzen doch ganz verdächtige Geſichter ſchnitten. — Kein Wagen, keine Portechaiſe in der Nähe. Sie war außer ſich vor Wuth, und als ſie die Hausflur durchſchritt, gab ihr ſogar noch ein kleiner rabenſchwarzer Mohr eine bittere Pille, indem er ihr ſchelmiſch und in ſchneidendem Diskant nachrief: Mademoiſelle! wünſche wohl geſpeiſt zu haben!

Das Invaliden-Concert.

Das Invaliden-Concert.

In einer Ecke des italieniſchen Kaffeehauſes zu London ſaß eines Tages ſtill und in ſich gekehrt ein Mann von mittleren Jahren. Seine funkelnden Augen und das brandſchwarze Haar ließen auf den erſten Blick den Italiener erkennen. In ſeinen Geſichtszügen lag jedoch ein Mißmuth, der ſich in ungewiſſen Lagen über das Angeſicht verbreitet und jedwede Freude zu verſcheuchen droht, die hier und da noch als leuchtende Perle oder als Wunderblume aus dem Meer des Lebens auftaucht.

Während der Mann aus dem Lande der Citronen ſo vor ſich hinſtarrte und unbewußt die verglommene Cigarre zwiſchen ſeinen Fingern drehte, öffnet ſich die Thür. Ein Mann, tief in die Vierzig, nach engliſchem Schnitt gekleidet, ſonſt aber jeder Zoll ein Italiener, tritt herein.

— Caſatti! ruft der Eingetretene, wirft ſeinen Hut auf den Tiſch und ſtürmt auf den Fremden zu, der plötzlich aus ſeinen Träumen erwacht.

— Iſt's möglich! Daponte! — Landsmann; Freund, Bruder! lebſt Du noch, oder iſt es Dein Geiſt?

— O, ich lebe noch! rief Daponte, der Textdichter des Don Juan. — Aber, glaub' mir, nur ſo ein halbes Leben, denn mir fehlt immer das Beſte — Geld. Sieh, hier meine Taſche, leer —

— Wie mein letztes Concert, fiel ihm Caſatti in die Rede; denn Caſatti war ein großer Violin-Virtuoſe, welcher mit Empfehlungsbriefen nach London gekommen war, aber in einem veranſtalteten Concert kaum die Koſten einnahm.

Das Wiederſehen Beider verſcheuchte auf Minuten die trübe Stimmung und nachdem Caſatti Nachricht von allen Freunden und Bekannten in Italien gegeben, erwähnte er mit Frohſinn das liebe gemüthliche Wien, wo er ſich zuletzt aufgehalten und in Kunſtgenüſſen geſchwelgt habe.

O Wien! mein Wien! rief Daponte. Zehn Jahre von meinem Leben wollte ich darum geben, wenn ich nur noch eine Woche, nur einen Tag

wieder ſo verleben könnte, wie ich dort tauſende inmitten meiner Freunde verbracht. Deutſchland hat zwei Herzen: Prag und Wien. — Eine Welle der Donau gilt mir mehr, als hier, die ſtolze Themſe mit ihren bewimpelten Schiffen. — Prag! Freund Caſanova! — Wien! — Augarten! Prater! — Ach! wo iſt die Zeit hin, wo ich den Text zum Dianenbaum und zum Figaro ſchrieb, wo ich mit meinem Wolfgang über den Text zum Don Juan brütete, damit die Zerlina „una bella parte" erhalte und der Untergang des Wüſtlings ſich romantiſch an die Schrecken der Geiſterwelt knüpfe. Wo ſind die Stunden hin, die ich mit ihm im Hauſe des Impreſar Bondini verlebt?

— Bondini? rief der Virtuoſe. — Der Schwager Viotti's, deſſen Frau damals die Zerline geſpielt?

— Ja wohl! eine Zerline, wie ich ſie niemals wieder geſehen. Noch tönt es: „Batti, batti" an mein Ohr, wenn ich an die kleine Frau mit den ſchelmiſchen Augen denke, obgleich ihr Mozart einmal ſcharf den Text las, als ſie im zweiten Satze die vorgeſchriebene Wiederholung dem obligaten Inſtrumente überließ. Und dann Freund Baſſi in Prag.

— Baſſi? bei der Guardaſoni'ſchen Geſellſchaft, welcher zuerſt den Don Juan geſungen?

— Geſungen und geſpielt, daß Mozart ſelbſt Bravo rief, als der Burſche im Preſto des „Fin ch' han dal vino" das Publikum zum ſtürmiſchen Beifall hinriß. In der Probe noch nannte er die Arie eine Bagatelle. Abends aber ſah man die Wirkung. Ein Feuer und eine Begeiſterung, als wenn zehntauſend Champagnerſtöpſel losknallten. Baſſi iſt der erſte und letzte Don Juan, denn die andern Kerle, die ich ſpäter ſah, waren mehr Madrider Fleiſchergeſellen als ſpaniſche Cavaliere.

Nachdem Beide ihre Erlebniſſe in flüchtigen Skizzen dargeſtellt und Daponte erzählt, wie er in London Mitdirector des italieniſchen Theaters geweſen, wie er lange Zeit im Schuldthurm geſeſſen und jetzt als Commiſſionär agire, warf Caſatti die Frage auf: ob er nicht wiſſe, wie man durch ein muſikaliſches Werk einen Effect hervorbringen könne, der zugleich Geld einbringe, mit einem Worte: Etwas, das aus der Geldnoth reiße, es möge nun im Bereich der Poeſie oder der Muſik liegen, er habe ſich in Beiden mit Glück verſucht.

— Effect? erwiederte Daponte. — Effect macht

ſtets das Tollſte, aber — mit Geiſt, dieß bewies Tartini mit ſeiner Teufels-Sonate, dann Gray, als er nach Swift's Rathe eine Idylle unter Bettlern auffaßte, und ſeine berühmte Bettler-Oper auf die Bühne brachte, welche ſich in allen drei Königreichen ſolchen Beifall errang, daß hier deßhalb die italieniſche Oper zu Grunde ging und der gute Sandrini mit Schulden zum Thor hinaustrabte.

— Das Letzte ſteht auch mir bevor, entgegnete Caſatti, wenn ich nicht ein Mittel ausfindig mache, welches mich dieſer Unannehmlichkeit überhebt.

— Wie? du willſt eine Oper ſchreiben?

— Bewahre der Himmel! — Muße würde ich allerdings haben, denn wenn der erſte Akt beendet, könnte ich die andern im Schuldthurme zu Papier bringen, und was da die Phantaſie für Sprünge macht, na! dieß wirſt Du wohl am beſten wiſſen. — Nein! ich denke, es muß für einen Concertiſten Dinge in der Welt geben, die man als Lockſpeiſe anwenden kann und das Publikum ſo zu ſagen mit Gewalt in den Concertſaal ziehen. Gott Apoll möge mir den Gedanken verzeihen, ich weiß wohl, daß er nicht vor ſeinem Gericht beſteht, aber der Drang der Umſtände läßt hier einmal fünf gerade

ſein. So eine Teufelei füllt allein noch den Säckel, denn mit der wahren reinen Kunſt kommt man in England am allerwenigſten durch.

— Da haſt Du vollkommen Recht. Ein Narr iſt derjenige, der es in unſern Tagen noch mit der Kunſt gut meint! denn ſie läßt ihre Jünger verhungern. Dichter, Maler, Tonkünſtler, alles gleich. Der Kartenmaler hat immer Brod, während derjenige, der Madonnen ſchafft, darbt und Mangel leidet. Der Muſikant, der zum Tanze aufſpielt, befindet ſich weit wohler als Einer, der eine Symphonie von Gluck oder Mozart aus ſeinem Inſtrumente hervorzaubert. Nun vollends Dichter, die verfolgt das Unglück auf allen Wegen, denn mit dem erſten Zug der Muttermilch tranken ſie ſchon mit dem Elend Brüderſchaft.

— Freund! Du ſprichſt mir aus der Seele und — es iſt bittre Wahrheit.

— Nur allzuwahr! ich habe es in meinem vielbewegten Leben erfahren und oft wird der Unmuth Herr über mich, wenn ich den trüben Blick zurückwerfe. Wahrlich! die Laſtträger und Matroſen da unten in der Ankertaverne oder beim Calfatern der Schiffe habe ich oft um ihr Loos beneidet. Wenn

ſie ſich an den gedeckten Tiſch ſetzen, dann ſehe ich der Dichter des Don Juan, mich öfters nach einem Freund um, der mir einen Pens borgt, damit ich den Hunger ſtille. O, es iſt eine Schande! Wäre ich nicht geweſen, es gäbe keinen Don Juan, nicht das Meiſterſtück, an deſſen unſterblichen Tönen ſich die Welt erquickt, denn ich habe meinem ſeligen Wolfgang doch erſt den Ur- und Zündſtoff gegeben. Sieh, dieß iſt auch der Grund, daß ich mich ganz von der Poeſie losgeſagt. Es iſt eine entſetzliche Täuſchung und der Täuſchung größte das Theater. Geh einmal für mich an die deutſchen Bühnen und ſage: gebt dem armen, nothleidenden Poeten ein paar Thaler, ein Broſamen von dem, was der Figaro und der Don Juan eingebracht, Du wirſt überall einen ſteinernen Gaſt antreffen. O, ich könnte den Intendanten und Direktoren noch ein ganzes Leporello-Verzeichniß von all den Sünden vorhalten, die ſie begangen und noch begehen.

— Habe es ja erfahren, als ich manchmal hier und da anhielt, um während der Zwiſchenacte auf der Bühne zu ſpielen. Die liebe Mittelmäßigkeit iſt es, die heut zu Tage ſo ſehr dominirt. Wahrlich! ein Talent möchte mit dem Himmel rechten, daß er nicht einen mittelmäßigen Menſchen aus ihm gemacht

— Darin liegt's ja. Das Genie ist Beleidigung für die Masse. Dummheit und Glück sind Zwillingsbrüder, und wenn nicht der Zufall seine Nase in's Leben steckt, so müssen wir Fisco machen, wir mögen wollen oder nicht. Dann muß der Dichter und Tonkünstler Connexion haben. Ein Talent ohne Connexion ist ein Sänger ohne Ausbildung, eine Baßgeige ohne Bogen. Hast Du denn keine Empfehlungsbriefe mitgebracht?

— Nein! ich dachte meine Kunstfertigkeit würde dieselben ersetzen.

— Larifari! Das ist ein Wechsel, den man hier nicht gleich auf der Stelle acceptirt.

— Ich habe doch mit der ganzen Seele gespielt. Einer wird mich doch erkannt haben?

— Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Mit einem Wort: Götterseele oder Hanswurst. — Hättest Du auf dem Zettel gesagt: ich mache das Piccicato mit der Nase, und die Triller mit dem Ohrläppchen, so hätten sie sich um die Billets geschlagen, so aber kommt kein Mensch und wenn dem Teufel seine Großmutter ein Hornsolo vortrüge.

— Ja! was ist da zu thun? Du hast Erfahrung,

biſt ein offener Kopf, der gewiß ſchon manchmal ſich aus ſo verhängnißvoller Lage glücklich herausgezogen.

— Freund! Du weißt ja, ich war einmal Mitdirector des italieniſchen Theaters. Zwanzig Mitglieder ſaßen in der Klemme und ich ſchaffte Rath. — Ich ſage Dir, ſteig vom Kothurn herab und ſpiel einmal den Charlatan. Wenn ich wieder einmal Verſe machen ſollte, ſo fabricire ich für den Kalender oder ergänze die Karicaturen, wie man ſie in den Bilderläden kauft.

— Gib mir ſo etwas Lächerliches an. Noth kennt kein Gebot. Sinne nach, Du ſollſt nicht leer dabei ausgehen, denn ich denke, etwas Metall kann Dir unter bewandten Umſtänden auch nicht ſchaden.

— Wollen ſehen. Aus der Luft läßt ſich's freilich nicht greifen. Sollte mir aber ſelbſt Spaß machen, wenn wir der Kunſt und den Engländern ein Schnippchen ſchlügen, ſo etwas Tolles, daß die halbe Welt darüber lachen müßte. Es iſt zwar nicht ſo ſchnell abgemacht, wie mit punctirten Achtelnoten, aber barocke Einfälle ſind hier ſo gut wie baares Geld

— Nun, wir wollen hoffen, ſprach Caſatti, indem er ſeinem Freund eine Cigarre gab. Mit dem blauen Rauche verdampften ſie die Sorgen und das

Kommen und Gehen der Gäste; die fremdartigen Gestalten trugen wacker zu ihrer Zerstreuung bei.

Während Beide ihren Kaffee hinunterschlürften, kommt ein Buckliger zur Thür herein, der ein ungemein komisches Compliment macht und dann mit imperatorischer Hoheit aus einer langen Pfeife raucht.

Daponte kann vor Lachen kaum seine Tasse halten, ebenso Casatti. Nachdem der Kleine sich unter der Menge verloren und dann und wann wie die Geister Ossians aus dem Tabacksnebel auftauchte, sagte Daponte lächelnd: Freund! wenn der in Deinem Concerte Posaunen blasen wollte, der machte Effect. Gib ein Concert, wo solcher Mißwachs mit harfenirt und singt, ich sage Dir, Du machst Geschäfte wie Keiner. Einer obligat, vielleicht gar ein Trio oder ein Quartett.

— Dieser Gedanke ist Goldes werth. Aber wie und auf welche Art ein solch Orchester zusammen zu berufen?

— Würde nicht unter die unmöglichen Dinge gehören. — Ich kenne hier eine Menge Musiker, Dilettanten und Fachleute, die gerade nicht zum Flügelmann geboren sind; wenn diese ein gutes Honorar bekommen, so sind sie da mit Leib und Seele

und die Violiniſten geigen das Blaue vom Himmel herunter.

— Herrlich! prächtig! flüſterte der Virtuoſe. Ein gehrechlicher Muſik-Verein, ein Invaliden-Concert. — Freund! ſchaff' mir ein Chor ſolch Erhabener und ich bin über alle Hinderniſſe hinweg.

— Was in meinen Kräften ſteht, ſoll geſchehen. Wo wohnſt Du?

— Bow-ſtreet, Nummer 70.

— Teufel! das iſt weit, denn ich vegetire in Charing-Croß.

— Nun, ſo finde ich mich morgen um dieſelbe Zeit wieder hier auf dem Kaffeehauſe ein.

— Gut! ich erwarte Dich. Ich will noch heute mit zwei Geigern reden, die brillante Buckel haben. Ein Clavierſtimmer, der mir gegenüber wohnt und den ich noch von meiner Unternehmung her kenne, hat in eine ſchiefe Familie geheirathet, die durch und durch muſikaliſch iſt. Deſſen Vetter und Schwäger werfen nicht allein gute Soloſpieler ab, ſondern decken auch noch einen Theil der Streich-Inſtrumente.

Caſatti klimperte den Reſt ſeiner Börſe zuſammen und ließ in freudiger Hoffnung auf das Invaliden-Concert Punſch herbeibringen. Beide ſtießen auf das

Gedeihen des Unternehmens an und acht Tage später verkündigten rothe und gelbe Anschlagezettel in der Größe eines Fußteppichs eine

Académie des Invalides
unter Direction des Maestro Carlo Casatti.

An der table d'hôte, auf der Börse, im Kaffeehaus, überall sprach man von diesem musikalischen Lustspiel. Mittags am Tage der Vorstellung war schon kein Billet mehr zu erhalten. John Bull rannte in das Concert wie närrisch. Eine Stunde vorher war der Raum gefüllt. Ein Wispern, ein Flüstern, ein Gelächter erscholl schon, wenn einer von den Virtuosen durch die Thür kam, welche auf das Orchester führte. Bald kam ein Buckliger mit einem Horn, bald ein Einäugiger, hinter diesen in Dreiachtel-Takt ein lahmer Baßgeiger und zum Schluß ein paar Zwerge. Eine allgemeine Augenrüstung begann. Lorgnetten, Operngucker und Fernröhre, Alles war auf das seltsame Orchester gerichtet, welches stimmte und präludirte.

Da erschien der Beherrscher der Gnomen und Zwerge, der Director und — die Ouverture nahm ihren Anfang.

Mit jedem Tacte stieg das Lachen und Kichern. Hier blies ein Pausbackiger in die Posaune, als wenn das Mundstück zur Stürze herausfahren sollte, Die Geiger stocherten darauf los und der Schief-

beinige am Baſſe ſchwitzte, daß der Steg unter Waſſer ſtand. Kaum war der letzte Strich gethan, als ein weithin rauſchender Beifall den Eifer der Muſiker krönte, welche Freude ſich in allen Winkeln ihrer Geſichter wiederſpiegelte.

Durch dieſe Aufmunterung unendlich kirre gemacht, traten jetzt die zwei Bucklichen vor, um ein Violin-Duett zu ſpielen. Der Applaus ging von neuem los. Die Geiger in Escarpins und ſeidenen Strümpfen verneigten ſich ellentief, während die Notenpulte bis zum unterſten Pflocke herabgeſchraubt wurden.

Der Erſte begann mit einem Adagio, wo der Andere zwölf Tacte zu pauſiren hatte. Wie der Blitz fiel er ein und — nun ging das Raſſeln los. Donner und Wetter! — die Zahnſchmerzen heilbar! — Doch die Braven geigten ihren Satz herunter, als wenn Orpheus dahinter ſtehe. Unter donnerndem Beifall verließen ſie den Ort des Ruhmes und der Thaten, und hüpften ſelig wie die Bachſtelzen auf das Orcheſter.

Nachdem die große Armee eine leichte Symphonie executirt hatte, worein der Director komiſche Soli gelegt, welche das Miauen der Katze, den Hahnruf und das Quaken der Fröſche nachahmten, traten wiederum drei Virtuoſen in die Schranken. Ein

Großnasiger, ein Einäugiger und ein Wasserkopf, welche ein Trio spielten.

Der Drang wurde immer größer und erreichte seinen Culminationspunkt, denn jetzt erschien ein Buckliger und ein Zwerg. Der Bucklige sang mit voller Orchesterbegleitung das Lied: „Schöne Minka!" und der Zwerg, der auf einem Stuhle stand, damit er von Allen gesehen werde, die Baß-Arie einer englischen Oper: „Ich bin ein Held und führe euch zum Kampfe." Die Sache fand rasenden Beifall. Der entzückte Director tractirte nachher die ganze Capelle, und wer noch nicht schief war, wurde es nun wirklich, denn Punsch und Grog floß in Strömen. Zwei Tage darauf wurde das Concert bei erhöhten Preisen wiederholt. Der Zudrang wuchs immer mehr und noch viele Wiederholungen fanden bei gedrängt vollem Hause Statt.

Der Dichter jubelte, die Buckligen jubelten; aber hoch vor Allen der Virtuose, der sich bald darauf zum Abschied rüstete und seinen Freund noch etliche Batzen in die Hand drückte. Hier, rief er, nimm hin! Leb' wohl! Gott erhalte England! ich reise mit leichtem Herzen, denn weißt Du, was mir diese Sache eingebracht hat?

— Nun?

— Nahe an tausend Pfund.

„Dem Narrenkönig gehört die Welt."

Ludwig Devrients
erſte Schritte auf ſeiner künſtleriſchen Laufbahn.

(Nach Originalurkunden und der Erzählung eines alten Schauſpielers.)

Ludwig Devrients

erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.

(Nach Originalurkunden und der Erzählung eines alten Schauspielers.)

Merkwürdig genug war das erste Künstlerjahr eines der ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler bisher in ein mystisches Dunkel gehüllt, und es ist wahrhaft zu bedauern, daß ein Mann von solchem Genie wie Ludwig Devrient, der Leben und Kunst mit eben so viel Heiterkeit als Ernst aufzufassen wußte, uns nicht Memoiren aus seiner Jugendzeit hinterlassen hat. Selbst Rellstab, der mit dem Verewigten näher befreundet war, kann die Begebenheiten jenes Zeitraumes nur oberflächlich berühren, da er in seinem Buche: „Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum," wo er Skizzen aus dem Leben und den künstlerischen Leistungen Ludwig Devrients mittheilt, selbst gesteht, daß er sehr wenig über die Anfänge der künstlerischen Laufbahn seines berühmten Freundes aus dessen Munde gehört.

Rellstab läßt ihn schon im Jahre 1803 in Gera

bei der Lange'schen Gesellschaft seine theatralische Wirksamkeit beginnen und Z. Funk in seiner Schrift: „Aus dem Leben zweier Schauspieler" zu Anfang des Jahres 1805 bereits als Hofschauspieler in Dessau auftreten. Beide irren, denn nachstehende Erzählung aus dem Munde eines gewissenhaften Mannes, des frühern Schauspielers und nachherigen Souffleurs Grege, der mit Ludwig Devrient befreundet gewesen, so wie ein Theaterzettel aus Zeitz vom 8. April 1805 widerlegen obige Angaben.

Der im Jahre 1842 verstorbene Souffleur Grege, den ich in Merseburg kennen gelernt hatte und einige Mal durch Leipzig reiste, erzählte mir schon früher mehre Züge aus Devrients Leben und noch kurz vor seinem Tode theilte er mir Folgendes mit.

Im Mai des Jahres 1804, wo er in Naumburg an der Saale bei dem Schauspiel-Director Lange als Schauspieler und Sänger engagirt gewesen, sei eines Abends ein junger Mann auf das Schießhaus gekommen, wo sich die Schauspieler außer den Spieltagen gewöhnlich eingefunden. Nachdem er einige Zeit ruhig in einer Ecke gesessen, habe sich jener Fremde dem Tische genaht und zuerst ihm eröffnet, daß er Ludwig Devrient heiße, sich der Schauspiel-

kunſt widmen und deßhalb mit dem Director Lange ſprechen wollte.

Grege theilt dieß ſofort dem Regiſſeur der Geſellſchaft Weidner mit, der Devrient in die Wohnung des Directors begleitete. Da Lange Vertrauen zu dem jungen Manne faßte, wurde er engagirt und trat zuerſt (nach Funks Angabe) den 18. Mai 1804 unter dem angenommenen Namen Herzberg, als Bote in der „Braut von Meſſina" auf. Von Talent oder gar von außerordentlicher Befähigung fand ſich bei dieſem erſten Verſuche wenig Spur, obgleich Weidner nicht verſäumte, ſich des Debütanten getreulich anzunehmen.

Der Director Lange war daher ſchon im Begriff, Devrient wieder zu entlaſſen, als er bemerkte, daß dieſer eine hübſche Hand ſchreibe und er ihn daher zum Ausfertigen der Rollen gebrauchen könne. Unter dieſer Bedingung behielt er ihn. Devrient mußte Rollen ausſchreiben und des Abends Bedientenpartieen ſpielen, wofür er wöchentlich ein oder zwei Thaler erhielt, nachdem gerade Geld in der Kaſſe war, was jedoch öfters mangelte. Von Naumburg aus ging die Geſellſchaft nach Rudolſtadt und von da nach Gera. Devrient, auf dem Theater unter dem Namen Herzberg eingeführt,

ſpielte nichts als Epiſoden, und that dieß ſo ſteif und unbeholfen, daß er in der Regel ausgelacht wurde. In Gera mußte er einſt ein Urtheil auf die roheſte Weiſe über ſich ausſprechen hören, welches ihn bitter kränkte. — In der Stube des Directors, wo die Bibliothek der Bühne in einem Schranke aufgeſtellt war, ſuchte Devrient eines Vormittags ein Buch, um Rollen daraus abzuſchreiben. Grege, der gerade ſeine Gage holen will, iſt der Dritte in der Stube. Da tritt ein Kaufmann herein und kauft für einen Thaler ein halb Dutzend Abonnementsbillets. Der Director überreicht ihm dieſelben nebſt einen Zettel zur Vorſtellung ſelbigen Tages. Der Kaufmann, welcher Devrient nicht gewahrt, da dieſer durch die aufgeſchlagene Schrankthür verborgen wird, bricht beim Durchleſen des Zettels in die Worte aus: „Du lieber Himmel! Herzberg! Spielt das Rindvieh auch wieder mit?“

Unter ſo niederdrückenden Verhältniſſen und unter Umſtänden, die in einem ſchwächeren Charakter jeden poetiſchen Funken verlöſcht haben würden, hatte Devrient ein volles Jahr bei der Lange'ſchen Geſellſchaft ausgehalten, als ſich bei einer glücklichen Veranlaſſung ſein Genie mit Allgewalt geltend machte.

In Zeitz, wohin sich die Gesellschaft begeben, sollte „Wilhelm Tell" in Scene gehen, von dessen Wirkung sich der Director in pecuniärer Hinsicht ungemein Günstiges versprach, zumal das Stück neu war und sich schon in Gera als sogenanntes Zug- und Kassenstück bewährt hatte. Als die Schauspieler zur Probe gekommen und der Regisseur Wolf, der den Tell spielte, bereits durch die Klingel das Zeichen zum Anfang gegeben, tritt plötzlich höchst ergrimmt der Director Lange in den Kreis und meldet, daß ihm das Mitglied, welches den Rudenz spielen solle, bei Nacht und Nebel durchgegangen sei und er sich wegen dieser Rolle in die äußerste Verlegenheit versetzt sehe; denn er wisse durchaus nicht, wer diese Partie übernehmen könne.

Während man darüber nachsinnt, wie die Lücke auszufüllen sein möchte, tritt Herzberg-Devrient, der den Wächter am Hut und noch einige kleine Rollen in der Verschwörungsscene spielen soll, plötzlich aus der Knappen zagendem Chor und spricht: „Herr Director! ich spiele den Rudenz; nur her damit!"

Eine allgemeine Verhöhnung antwortete auf dieß Anerbieten. Die sogenannten „routinirten"

Schauspieler rümpften die Nasen und hinter den Coulissen der Vierbretterbühne hört man zischeln: „Der, diese Rolle spielen? — ein Anfänger? — der Mensch wirft das ganze Stück.“

Lange aber war anderer Meinung und übergab Devrient die Partie mit der Bemerkung, sie bis Nachmittag durchzusehen und sie nöthigenfalls bei der ersten Probe abzulesen. Die Probe wurde bis Nachmittag drei Uhr verschoben, und Devrient, der die Rollen ausgeschrieben hatte und das ganze Stück, wie er sagte, genau kannte, eilte nach Hause und änderte das Manuscript zu dem Theaterzettel ab, da er jetzt, zu seiner Freude, nicht mehr bei der Stange blieb, sondern plötzlich zum Neffen des alten Attinghausen avancirt war. Grege, der in Zeitz unweit der Michaeliskirche wohnte, holte Devrient zur Probe ab. Das Logis des Letzteren war im Hause eines Leinewebers auf der Rittergasse, welche auch scherzweise die Türkei genannt wird. Noch hatte Grege die Wohnung Devrients nicht erreicht, als er durch das Schnurren der Webstühle hindurch seinen Freund declamiren und so laut schreien hörte, daß die Vorübergehenden entsetzt in die Höhe blickten. — Grege pfiff auf eine gewisse Manier unter dem

Fenſter, um dem Anderen das übliche Zeichen zu geben, über welches man übereingekommen. Aber fruchtlos. Devrient war ſo begeiſtert und mit ſeiner Rolle beſchäftigt, daß er Grege erſt gewahr wurde, als dieſer in ſeinem Zimmer vor ihm ſtand.

Die Probe begann. Devrient ſpielte mit einem Feuer und einer Empfindung, daß Alle verwundert aufhorchten. Grege, der abwechſelnd ſouffliren mußte, vergaß in ſeinem Erſtaunen ſeine Amtspflicht, um der Rede ſeines Freundes eine deſto größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Devrient entwickelte alle ſeine Kraft, aber bei mehreren Stellen ſchrie er auch ſo arg, daß Lange ihn um Gottes willen beſchwor, ſich etwas zu mäßigen. Uebrigens ſpiele er die Rolle ſehr brav, ja, wider Erwarten brav. Devrient gehorchte mit ziemlicher Fügſamkeit und die zweite Probe ging noch beſſer. Der Tag der Aufführung kam raſch genug. Devrient war überglücklich über ſeine Eroberung.

Grege, der den Zettel zur Vorſtellung des „Tell" zufällig in einem alten Buche aufbewahrt, ſchickte mir denſelben durch die Poſt. Da es einer von den Zetteln iſt, die Devrient in der Taſche trug und ſich an ihrem Anblick ergötzte, ſo bewahre ich ihn gleichſam als eine Reliquie. Er lautet genau alſo:

Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung
wird
heute Montag den 8. April 1805
aufgeführt

Wilhelm Tell.

Ein hiſtoriſches Drama in 5 Akten, von Fr. Schiller.

Perſonen:

Hermann Gesler, Reichsvogt in Schwyz und Uri		Hr. Heſſen.
Werner, Freih. v. Attinghauſen, Bannerh.		Hr. König.
Ulrich von Rudenz, ſein Neffe, . . .		Hr. Herzberg.
Werner Stauffacher,	Landleute aus Schwyz, Uri u. Unterwalden.	Hr. Grosmann.
Itel Reding,		Hr. Hoffmann.
Walther Fürſt,		Hr. Grege.
Wilhelm Tell,		Hr. Wolf.
Kuoni, der Hirte,		Hr. Ulrich.
Ruodi, der Fiſcher,		Hr. Zimmermann.
Arnold von Melchthal,		Hr. Reder.
Konrad Baumgarten,		Lange.
Jenni, Fiſcherknabe		Mad. Heſſen.
Gertraud, Stauffachers Gattin, . .		Mad. Grosmann.
Hedwig, Tells Gattin, Fürſts Tochter,		Mad. Wolf.
Bertha v. Brüneck, eine reiche Erbin,		Mad. Lange.
Armgart, Elsbeth,	Bäuerinnen,	Mad. Zimmermann. Mad. Dölizſch.
Walther, Wilhelm,	Tells Knaben,	Demoiſ. Grosmann. Otto Wolf.
Friesharbt, Leuthold,	Söldner,	Hr. Kluge. Hr. Hofmann.
Rudolph der Harras, Geslers Stallmſtr.,		Hr. Kluge.
Joh. Parricida, Herzog von Schwaben		Hr. Zimmermann.

Ein Reichsbote. Geslerische Reiter. Viele Landleute ꝛc.

Das Uebrige iſt bekannt. Anfang um halb 8 Uhr.

F. W. Lange, Directeur.

Am Abend der Vorstellung erschien Devrient schon um fünf Uhr im Ankleidezimmer und schmückte sich mit dem besten Wappenrocke und dem schönsten Barett der Lange'schen Garderobe. — Das Bewußtsein, eine gute Rolle zu spielen, der ungewöhnliche Glanz seines Costums, die lange herabwallende Feder, bringen ein Selbstvertrauen in ihm hervor, daß er kaum den Augenblick erwarten kann, wo er auf die Bühne tritt.

Endlich kommt sein Stichwort. Devrient erscheint, spielt und — spielt zum Entzücken. Lange und Wolf stehen hinter den Coulissen und sehen sich an, verwundert über ein so plötzliches Aufflammen eminenten Talentes. Jetzt kommt die Schußscene, wo Geßler vom Tell das Ungeheure fodert. Da tritt Devrient als Rudenz hervor. Eine heilige Begeisterung verkündigt sich in seinem ganzen Wesen, mit einer überwältigenden Bedeutung spricht er die Worte:

— — — Ich habe still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sahe u. s. w.

Das Publicum ist sichtbar ergriffen, aber Devrient übernimmt sich und seine Sprache artet in

Gebrüll aus. Die Gallerie jedoch findet auch dieß vortrefflich und von den nervigen Fäuſten der Kattundrucker und Leinweber auf dem Zweigroſchenplatze ſchallt ihm der erſte Applaus entgegen, den er erlebte. Als ihm überdieß der Director Lange in der Garderobe vor ſämmtlichen Schauſpielern ein Compliment über ſeine Darſtellung machte, erreichte ſeine Glückſeligkeit den höchſten Gipfel.

Nach Beendigung des Schauſpiels ging Devrient, die Ritterſtiefeln noch an den Füßen, in die ſogenannte Schleife, ein Bierhaus an der Ecke des Marktes und der Kalkgaſſe, wo ſich die Schauſpieler nach der Vorſtellung zu treffen pflegten. Hier lächelten ſie geſchmeichelt zu dem Urtheile, das ein ehrſamer Tuchmacher über ihr Spiel fällte, und fühlten ſich unendlich geehrt, wenn ein äſthetiſcher Leinweber rühmlich von ihren Actionen ſprach. Auch Herrn Herzberg machte man heute Elogen, weßhalb einige Gläſer Bier mehr auf den Tiſch mußten als gewöhnlich, die Grege mit vertilgen half.

Der Director Lange, entweder durch das Gelingen des Rubenz über die Kräfte ſeines Mitgliedes aufgeklärt, oder weil ihm der Schauſpieler für dieß

Fach mangelte, gab ihm einige Tage spätere eine größere und bedeutendere Rolle, einen Räuberhauptmann in einem Ritterschauspiel. Grege konnte sich nicht mehr auf den Titel besinnen, meinte aber, es müsse wohl: „Die Räuber auf Maria-Culm" gewesen sein. Dieses Stück, das in einem wahren Kanonenstyle geschrieben ist und in der Hauptrolle des Räuberhauptmanns Kust einen Wütherich darstellt, der nur von Blut und Rache spricht und ganze Dorf- und Ritterschaften in Bausch und Bogen todtschlagen will, schien Devrient besonders zuzusagen. Um der Rolle ein Opfer zu bringen, beschließt er, nach Leipzig zu gehen und sich dort, wo gerade Ostermesse war, ein Paar neue Tricots anzuschaffen. Grege wird als Genosse zu dieser Reise geworben und Beide pilgern in aller Frühe zu Fuße von Zeitz nach Leipzig, wo sie vor'm Petersthor, unweit der Hauptwache in dem bescheidenen Gasthofe „zur dürren Henne" einkehrten.

Devrient, dessen Casse begreiflicher Weise sehr schwach war, setzte seine ganze Hoffnung auf einen Jugendgenossen aus Berlin, den er aufsuchen und um etwas Geld angehen wollte. Aber vergebens

ſucht er den guten Freund in allen Häuſern und Kaufgewölben. Zum Glück, daß er unter den Trödelbuden — damals beim Marſtalle aufgeſtellt — ein Paar ſchwarze und weiße Tricots entdeckte, die allen ſeinen Wünſchen entſprachen und ſammt ein Paar großen Schuhſchnallen für einen unendlich niedrigen Preis ausgeboten wurden. So ward wenigſtens der Zweck der Reiſe nicht verfehlt.

Die Tricots unterm Arm, wurde der Rückweg wiederum zu Fuße angetreten. Doch fügte es ſich, daß die Wanderer hinter Zwenkau einen Wagen einholten, der Kälber nach Leipzig gebracht hatte und jetzt leer nach Hauſe fuhr. Da Beide ſehr müde waren, wurde das Fuhrwerk in Beſchlag genommen und Devrient war ſo erfreut über die Entdeckung, daß er eine umgeſtülpte Futterkiſte, die im Wagen lag, wie eine Rednerbühne beſtieg und Stellen aus ſeinen Rollen recitirte, daß das Echo in den Wäldern wach wurde. Jeder vorübergehende Bauer wurde als Mitſpielender behandelt und mit dramatiſchen Reminiscenzen begrüßt.

Etliche Tage nachher ſpielte Devrient die Rolle des Räuberhauptmanns. Hier hatte er Gelegenheit

sich auszutoben. Wie ein Rasender stürzte er durch die Coulissen und fast nach jedem Abgang erfolgte ein stürmischer Applaus, an welchem sich sogar der erste Platz lebhaft mit betheiligte.

Der Director Lange, der nie begreifen lernte, wie es möglich gewesen, daß ein solch' Talent eine so lange Quarantaine gehalten, überwies ihm von jener Zeit an alle ersten Liebhaberrollen, bis sich Devrient nach Dessau begab, wo sich sein Repertoir immer mehr vergrößerte. Obgleich sein Talent hier anerkannt wurde, so war doch Dessau zu jener Zeit nicht der Ort, um die Kräfte eines kühnen Darstellers durch eine begeisterte Aufnahme besonders anzuregen, denn die schöngeistigen Handelsjuden, die dort im Theater Sitz und Stimme hatten, waren nicht geeignet, ein sehr entzündbares Publicum zu repräsentiren. Leipzig war der Ort und hierher begab sich im Jahre 1807 die Bossin'sche Gesellschaft, bei welcher sich Devrient befand. Hier, vor einem academischen Parterre, hier, vor gründlichen Kennern und Aesthetikern blühten ihm die ersten ächten Lorbeerreiser, und seine Darstellung des Talbot in der „Jungfrau von Orleans" schufen ihm einen Namen, der später in Breslau zur Berühmtheit

ward, die ihn berechtigte, sich kühn mit den hervorragendsten Zeitgenossen zu messen, welche die gleiche Bahn mit ihm wandelten.

So weit die Skizzen aus den ersten Künstlerjahren dieses großen deutschen Künstlers, die ich mit Fleiß und Sorgsamkeit zusammengetragen.

Aus Ludwig Devrients Leben.

Aus Ludwig Devrients Leben.

An einem trüben Novembermorgen des Jahres 1805 ging der Schauspieldirector Lange, welcher zu jener Zeit mit seiner Gesellschaft in Merseburg spielte, mißmuthig in seinem Zimmer auf und nieder, dessen Fenster nach der Domgasse führten. Rings in der Stube herum lagen mehre Garderobenstücke, welche den Abend zuvor zur Darstellung des Donauweibchens gebraucht worden waren. Hier auf dem Stuhle lag der grüne Wappenrock und das Schwert des Ritter Albrecht von Waldsee; dicht daneben ein paar Ritterstiefeln und die mit Möhrentunke gefärbten Tricots, welche die Phantasie der Zuschauer zwangen, für Hirschleder gehalten zu werden. Auf einer Kiste gewahrte man neben der Partitur und dem ölbefleckten Soufflirbuche den umgestülpten Schafpelz des Directors, mit Hülfe dessen der Sohn des Theatermeisters als Bär debütirt. In der Ofenröhre stand, auf die harte

Erde eines Blumentopfes gestreut, die halbausgebrannte bengalische Flamme, welche die Schlußgruppe beleuchtet und dicht dabei die kleine grüne Chatoulle von Eisenblech, worin das Geld und die eingekommenen Billets lagen.

Heute klang es aber sehr hohl in der Kasse, denn das Donauweibchen, das freilich schon mehrmal über die Bretter geschritten, hatte nicht mehr eingebracht als dreizehn Thaler und acht Groschen. Die Tageskosten für Local, Musik, Zetteldruck, Beleuchtung und Requisiten betrugen circa zehn Thaler, somit blieben, da die chemische Flamme wegen Creditverweigerung in der Domapotheke mit acht Groschen baar hatte bezahlt werden müssen, drei Thaler übrig.

Um die Verwirrung noch größer zu machen, war heute Sonnabend, sonach Gagetag, was im Kalender eines Schauspieldirectors eine Marterwoche ist, der Tag aller Seelen, die da gefastet und nun ankommen, um zu feiern das Pfingstfest, während es im Kopfe des Directors summt, wie Gesang der drei Männer im feuerigen Ofen.

Auf dem Gesicht des armen bedrängten Histrionenvaters Lange war eine ganze Leidensgeschichte

zu leſen, denn die Geſchäfte gingen ſchlecht, und der Ort wollte nichts mehr hergeben. Als er aber erwog, daß mehre Mitglieder ſchon am vorigen Gagetage nichts bekommen, da fing der Pflug des Grimmes an, in ſeinem Geſichte Furchen zu ackern. Unwillig nahm er die Chatoulle vom Ofen, zerriß ärgerlich ein Dutzend darinliegende, auf Papier geſchriebene Bedienungsbillets und ſenkte dann ſeinen Blick auf die froſtige Einnahme. Während er die aus allen Münzſorten beſtehende Summe noch einmal überzählte, wurde die Klingel an der Saalthür ganz malitiös gezogen.

— Kommen ſie ſchon an? die Quälgeiſter! rief Lange, der immer ſchon am Klingelzug das Begehr errieth, denn Schauſpieler, die Engagement haben wollten, nippelten nur an der Klingel, während ſo ein Gageforderer mit Teufelsgewalt hineinriß.

Lange ließ öffnen. Ein Schauſpieler mit grimmigem Geſicht trat herein. Einer von den ſogenannten Krawallmachern, einer von denen, die es nicht länger im Engagement leidet, wenn ſie acht Groſchen in der Taſche und ein paar neue Sohlen auf den Stiefeln haben. „Wie ſieht's aus, Herr Director! krieg' ich heute Gage?"

— Gage? woher? — Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen? — Müſſen in Geduld ſtehen, Andere müſſen auch warten. Gage! Gage! kann ich ſie mir aus den Rippen ſchneiden?

— Ich warte bis morgen Abend. Wenn nach dem erſten Acte das Geld nicht auf meinem Platze liegt, ſo ziehe ich mich aus. Adieu!

— Seh' Einer dieſen Banditen! rief der erzürnte Director. Ein Comödiant, der nichts iſt, lernt kein Sterbenswörtchen, ſchminkt ſich immer aus meiner Doſe und nimmt beim Nachhauſegehen das Licht mit.

Während er ſo auf- und niederging, kam ein Burſche aus der Druckerei und brachte eine Rechnung, wobei er bemerkte: daß, wenn ſelbige nicht ſofort bezahlt, ferner nicht ein Buchſtabe mehr geſetzt werde.

Eine Sonntagsvorſtellung ohne Zettel!

Da kam ein Gehülfe vom Stadtmuſikus und mahnte im Namen ſeines Principals, mit dem Bemerken: daß im Nichtzahlungsfalle morgen die Muſik wegbleibe.

Eine Sonntagsvorſtellung ohne Muſik!

Zettel! Musik! Stadtpfeifercabalen! — Stürmt denn heute Alles auf mich ein?

Klinglingling! — Wetter, wer mag dieß sein? Der Seifensieder, aber nicht Johann der muntere. Eine Rechnung über ausgefüllte Talgkasten und zwanzig Pfund Lichte.

Die Debatten und Friedensverhandlungen gingen los. Der Seifensieder wollte aber nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe wissen und schied mit den Worten: Entweder! — oder!

Dunkel war der Rede Sinn. — Dem Director ging aber ein Licht auf — der Seifensieder wollte ihm eine Todesfackel anzünden.

Eine Vorstellung ohne Licht!

Dem Umstürmten dunkelte es vor den Augen, daß er kaum das eingetretene Dienstmädchen seiner Primadonna bemerkte, welche einen Brief von ihrer Gebieterin brachte. Ein Brief, der die rückständige Gage foderte, wenn Primadonna ferner fortsingen solle.

Jetzt regte sich's im Herzen des Impressario, aber noch mehr auf der Hausflur. Das halbe männliche Personal rückte an, daß die wankelmüthige Treppe unter den Tritten der Menschendarsteller zu

ächzen und stöhnen begann. Die Schaar stand vor der Thür, über welche man heute sehr passend Dante's Worte schreiben konnte, die über der Hölle stehen: „Ihr, die ihr da eingeht, laßt die Hoffnung draußen.“

Unruhig und bewegt traten die Mitglieder der Wanderbühne ein, unter denen sich auch Ludwig Devrient befand. Ihm zur Seite standen seine beiden Freunde, Grege und Hessen.

Lange bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um diejenigen Mitglieder zu beruhigen, die mit Ungestüm auf Gagezahlung drangen, was ihnen nicht zu verargen war, da ihre Hauswirthe anfingen, unangenehm zu werden. Episodenspieler speiste er mit großen Rollen ab, die er ihnen in die Hand schob, und den Hauptkrakeelern erklärte er rundweg, daß, wenn sie nicht in Geduld stehen wollen, er in Theilung spielen, oder der ganzen Gesellschaft kündigen müsse.

Nachdem sich der Sturm gelegt und die Meisten mit betrübtem Gesicht das Haus verlassen, wendete sich Lange zu den noch dagebliebenen Devrient, Grege und Hessen und sagte: Kinder! wie soll das werden? wenn der Himmel nicht bei Zeiten einfällt,

ſo gerathe ich immer tiefer in die Schulden hinein. Der Grosmann und der Wolf haben an ſechzehn Thaler zu fodern, und Madame Zimmermann hat erklärt, nicht mehr Comödie zu ſpielen, wenn ſie nicht den Rückſtand bekommt.

— Hat denn der alte Kumpan in Zeitz nicht auf den Brief geantwortet, den ich in Ihrem Namen geſchrieben? nahm Devrient das Wort.

— Nicht eine Zeile. Er hat Zeitz verlaſſen und ſich nach Leipzig gewendet. Die Botenfrau hat den Brief ſelbſt in ſeine Hand gegeben.

Seh' ein Menſch den alten Burſchen an, entgegnete Devrient. In Zeitz that' der Hecht, als wenn er für die Schauſpielkunſt lebe und ſterbe, und jetzt, da er mit einem Sümmchen helfen ſoll, bläſt die graue Seele zum Rückzug.

Grege und Heſſen machten den Vorſchlag, doch den Herrn Lieutenant in Zeitz um ein Darlehn anzugehen, der ſtets die Abonnements-Billets mit dem Kaſſenpreiſe bezahlt und zum Benefice der Demoiſelle Müller das Billet mit drei Thalern hononirt habe.

— Iſt längſt geſchehen. Er iſt nach Weißenfels zum Regiment Max verſetzt worden. Equipi-

rung, Reitpferd, Tilgung alter Schulden, haben ſeine Kaſſe erſchöpft. Kinder, helft! daß wir hier herauskommen. Ich war Willens, nach Rudolſtadt zu reiſen, um dort ſchnell ein Abonnement zu machen, aber ich vergebe mir dort allen Reſpect. Zweitens iſt hier meine Gegenwart nöthig, damit nicht dumme Streiche geſchehen, denn wie man mir geſtern Abend hinterbracht, will ein Gläubiger auf Garderobe und Bibliothek gerichtlichen Beſchlag legen. —

— Dem iſt vorzubeugen, ſprach Einer von den Dreien. Wolf, der das ganze Werk ein bischen mitgeführt, muß die Sache durch einen Scheinkauf an ſich bringen.

— Wird er auch, wenn ihm Aller Wohl am Herzen liegt, ließ ſich Devrient vernehmen. Wenn wir nur erſt in Rudolſtadt ſind, dann iſt Alles gut. Dort giebt es flotte Einnahmen und wir feiern Triumphe über das Philiſtervolk. Kommt, ſelbſt iſt der Mann! Laßt uns nach Leipzig zu dem alten Particulier fahren, er muß Hülfe ſchaffen. Hat uns ja oft zu Zeitz im Domcapitel und im Thiergarten mit Wein tractirt, und mit einem Manne, der den Wein liebt, da iſt ſtets Etwas anzufangen.

— Freundchen! säuselte der entzückte Director, laßt Eure Worte wahr werden, Ihr sollt auch die Drillinge und den Franz Moor spielen, wenn Ihr Rath schafft. Bester Grege! liebster Hessen! thut mir den Gefallen und bearbeitet den Mann, daß er mir wenigstens achtzig Thaler vorstreckt. Binnen vier Wochen soll er es von Rudolstadt aus zu Heller und Pfennig wieder haben.

Da hier Beider Interesse im Spiele lag und sich eine Gelegenheit darbot, des Directors Gunst im höchsten Grade zu erwerben, so waren sie flugs dazu bereit.

— Hier, nehmt diese zwei Thaler zur Reise. Kommt, wie ich gehört, fährt der Löwenwirth nach Leipzig, er muß Euch mitnehmen.

Nach Verlauf von einer Viertelstunde fuhr die Pumpcommission unter den Segenswünschen des Directors zum Thore hinaus. Als selbiger noch einmal mit düsterm Blick die Heerstraße gemessen, lenkte er seine Schritte nach dem Rathskeller, wo etliche Mitglieder seiner Bühne in der Ecke saßen und ihren Mißmuth in Breihahn vertranken.

Lange, der heute sehr herablassend war, eröffnete in der Stille Mehreren, was im Werke sei. Einige hegten Hoffnung; Andere hingegen wollten darauf nicht einen Heller geben und hatten eben nicht so Unrecht, denn das Dreiblatt machte in Leipzig vergebens einen Sturm auf den reichen Mann, wie sehr sie auch ihre Zungen ansetzten, um das harte Shylockherz auf das Niveau der Barmherzigkeit zu heben.

Da standen nun die Gesandten auf der Straße, starrten die hohen Häuser an und mußten sehen, wie die Markthelfer der Banquiers und Kaufleute schwere Geldsäcke in die Gewölbe und Comptoirs trugen.

— O, über die verdammte Ungleichheit in der Welt! rief Devrient. Da liegt das Geld in den Kasten ausgedörrter Pickelhäringe und verschimmelt. Krämerseelen, welche die Menschheit mit der Elle messen und die Nasen rümpfen, daß Clio's Blätter nicht Staatspapiere sind. O, des todten Metalls! nur eine Hand voll davon und Vater Lange's Thespiskarren fährt im Galopp.

Die beiden Andern riethen hin und her, ob es thunlich sei, unter so schlechten Aussichten wieder zu ihrem Director zurückzukehren. Grege schlug vor, den Notenschläger bei Breitkopf und Härtel aufzusuchen, der immer Aufträge von auswärtigen Directoren habe und schon manch solides Engagement abgeschlossen.

— Wo wohnt der Director Seconda? rief plötzlich Devrient, indem seine großen schwarzen Augen umherrollten.

— Auf dem Neuenkirchhof Nr. 275, erwiederte Grege.

— Laßt uns hingehen, wir fragen um Engagement an.

— Wir? Engagement in Leipzig? Da können wir schön abfallen.

Käme auf einen Versuch an. Sie kochen alle mit Wasser, dieß habe ich neulich gesehen, als ich zur Vorstellung des Wilhelm Tell von Merseburg herüberkam. Die Rütliscene war kaum wieder zu erkennen und den Parricida, den bei uns der Reder spielt, hatten sie ganz weggestrichen. Bei uns ist jede Episode besetzt, und was den Geßler anbelangt,

wahrhaftig, Heſſen, ſo kannſt Du den hier zu jeder Stunde loslaſſen.

— Will ich auch, ſprach Heſſen. Aber der Ort, der Ort. Kämen wir von Prag, Breslau oder Hamburg, da wäre es ein ander Ding; aber von Merſeburg, — es heißt ja gleich! mit dem iſt's auch nicht weit her.

Alberne Reden! Nur ein Dummkopf wird ſo ſprechen. Göthe ſagt: es bildet ein Talent ſich in der Stille — und ſo iſt's. Arm und unbekannt, unter einem Strohdach, ſchuf Correggio ſeine göttlichen Gebilde. Raphaels Madonnen ſind von gleichem Werth, gleich viel, ob er ſie in der väterlichen Hütte zu Urbino oder im Vatican zu Rom gemalt. Die Kunſt iſt überall, und nie wird der Ort den Werth eines Künſtlers, vorzüglich eines dramatiſchen, beſtimmen.

— Sehr wahr geſprochen. Nicht immer der innere Werth, der Zufall macht den Schauſpieler. Die plötzliche Krankheit, Entlaſſung, Contractbruch eines bedeutenden Mitgliedes, alles dieß ſind Dinge, die einem Niedriggeſtellten mit einmal Anerkennung verſchaffen können; dann das Publi-

cum. Wie aufmunternd und anregend in großen Städten, wo man jede feine Andeutung verſteht und zu würdigen weiß. Laßt einmal den Opitz oder den Ochſenheimer drüben bei uns ſpielen, angenommen, daß ſie das Publicum nicht kennt, es rührt ſich keine Hand.

— Ganz recht! Directoren größerer Bühnen ſollten jährlich einmal ſo eine Generalrevue anſtellen, das heißt, privatim eine Vorſtellung geben, wo Haupt- und Nebenrollen von Epiſodenſpielern und Choriſten beſetzt wären; ſie würden manches Genie kennen lernen, was ſo untergeht und verkümmert, da es nicht Gelegenheit hat, ſeine Flügel zu entfalten. Aber das iſt der Fluch des Genies, daß es gleich der Traube mit Füßen getreten wird, um den Geiſt zu gewinnen. Seht die Mitglieder bei reiſenden Geſellſchaften an, wie ſie lernen Tag und Nacht, wie ſie mühſam die Garderobe zuſammenſuchen und ſich dann auf den engen Bretern abmühen, daß der Schweiß in Tropfen herabfällt. Seht ihn an, den armen Künſtler, wie er abgehetzt und todesmüde nach Hauſe ſchleicht in ſeine kalte Stube, während ſo ein Routinier in der Reſidenz

dann in Champagner ſchwelgt und die Lobpreiſungen hinnimmt, die ihn ſchon bei Lebzeiten einbalſamiren ſollen. Ueberall Verehrung und Weihrauch und hier — wenn der Vorhang gefallen, denkt kein Menſch mehr an den Mann, der da gewirkt und geſchaffen mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes. Bei Gott! wenn Einer von uns den Razmann oder den Schufterle in den Räubern geſpielt, ſo ſind wir emſiger und mit einer heiligeren Scheu an das Werk gegangen, als öfters ſogenannte Künſtler, die bei großen Bühnen den Carl Moor ſpielen, Comödianten, denen es gleich iſt, ob ſie dieſen Abend den Hamlet oder den Adam im Dorfbarbier verarbeiten. Sie denken: es mag gehen, wie es will; du biſt der große X., der Souffleur ſitzt ja unten im Loche und um Zehn wird's doch alle. —

— Auf, zu Seconda! erklang es gleichzeitig aus dem Munde der Collegen, die ſich durch ſo kühne Rede angefeuert fühlten, wie noch nie.

Mit großen Entwürfen und Hoffnungen im Buſen gingen ſie hin. — Wem aber das Schickſal

ein Schnippchen schlägt, für den bewahrt es noch Hunderte auf. Der Director Seconda war nach Dresden gereist, und der gerade anwesende Secretair bemerkte ihnen, daß alle Fächer besetzt wären, wenn sie vielleicht in der Absicht kämen, um wegen Engagement anzufragen.

Da standen sie denn abermals auf der Straße und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zum Vater Lange nach Merseburg zurückzukehren, der noch im Rathskeller saß und auf seine Befreier harrte.

Mißmuthig, doch schnellen Schrittes, suchten sie den Löwenwirth auf, damit er nicht etwa abfahre. Derselbe kam ihnen mit den Worten entgegen: Meine Herren! heute können wir nicht retour, ich habe ein Geschäft zu ordnen, das mich wohl bis morgen Nachmittag hier aufhält.

— Bis morgen Nachmittag? — Das waren Stichworte in die beklommenen Künstlerherzen, denn alle Drei hatten ja im „Graf von Gleichen" von Soden zu spielen. Hessen den Sultan und Devrient den Volgstatt.

Hurrah! da kam ein Mann aus Lauchstädt, der leer mit seinem Hamburger Wäglein zurückfuhr. Ein traulicher, galvanisirender Händedruck mit untergelegten Viergroschenstücken geschah und die Künstler fuhren stolz zum Rannstädter Thore hinaus. Als die Hälfte des Weges zurückgelegt, wurde am Wirthshause „zur holländischen Windmühle" Halt gemacht. Die Gaststube wimmelte von Gästen, theils Bauern und Leuten, die nach Querfurt zum Jahrmarkt reisten. Die Freunde erquickten sich mit Kaffee und Merseburger Bier, zogen dann still die ausgemergelten Geldbeutelchen hervor und schossen unterm Tische die Zeche zusammen.

— I kann also bis Mersburg mitfahr'n? sprach plötzlich ein schlichter, aber jovialer Mann zum Kutscher, der sich mit ihm unterhalten.

— Recht gern! 's ist noch Platz, wenn die Herren ein wenig zurücken wollen. Das Wäglein rollte von dannen. Ein Wort gab das Andere, und der Oestreicher erzählte treuherzig seine ganze Lebensgeschichte, welche damit endigte, daß er zu Prag als Instrumentenmacher gearbeitet, durch Ge-

winn in der Lotterie zu einer Summe von dreihundert Thalern gekommen und die Absicht habe, sich ein Panorama zu kaufen, um damit Messen und Märkte zu beziehen.

Dreihundert Thaler! den Mimen war es zu Muthe, als wenn es vier Wochen lang Austern gehagelt und jetzt Citronensaft darauf regne.

— Ein Panorama? — Denken Sie denn darauf fortzukommen?

— I denk' halt damit Geschäft' zu machen.

Nachdem man dem östreichischen Crösus das Ungewisse eines solchen Erwerbzweiges genugsam dargethan, begann Einer von den Dreien gedehnt: Dieß würde ich nicht thun, keineswegs. Im Besitz von 300 Thalern wollte ich ein Geschäft anfangen, das ein bessere Aussicht darböte, als so ein Panorama.

— Zum Exempel?

— Ich würde suchen, mich bei einer Theaterunternehmung zu betheiligen, da ist noch Geld zu verdienen, denn jede kleine Stadt, jedes Dorf will jetzt Comödie haben.

— I versteh aber nix davon.

— Lernt sich Alles, wenn nur ein tüchtiger Mann an der Spitze steht. So viel wir jetzt schon gesehen, sind Sie nicht auf den Kopf gefallen; ein bischen Verstand und Mutterwitz hilft durch die ganze Welt. Wenn Sie Lust und Neigung dazu verspüren, so bietet sich eine herrliche Gelegenheit dar, indem unser Principal zur Erweiterung seines Geschäftes einen Mann sucht, der nur Etwas einzubrocken hat, da Garderobe und Bibliothek, mit einem Worte, das ganze Werk sich im besten Flor befindet. So ein Principal steht im größten Ansehen, und wenn sie sich dazu entschlössen, so hätten wir vielleicht schon morgen die Ehre, Sie als unsern Mitdirector zu begrüßen.

— Da könnt ich wohl mit Comödie spielen? so ohne zu reden?

— Und wie! alle Tage. Sie können schon morgen Abend einen vornehmen Türken, so einen Sultan mitmachen.

— Einen Pascha?

— Mit Turban und Reiherstutz.

— Angethan in einem rothen Caftan. Piſtolen und Dolch im Gürtel. Wenn Sie auftreten, fallen gleich die Sclaven in Ehrfurcht nieder.

— Meine Herren! ich ſchieß' meine Batzen mit zu. Uebernehmens die Commiſſion und ſprechens halt noch heut' mit Seiner Gnaden, dem Herrn Principal.

— Freund! College! mit größtem Vergnügen! riefen die entzückten Schauſpieler, indem ſie dem Genius aus dem Böhmerlande die Hand reichten, der ſich ſchon im Geiſte als Paſcha einherſtiefeln ſah. Heiſa! da wurde ein munteres Lied angeſtimmt, worein der Sultan in spe jodelte, daß ſelbſt der Kutſcher das holperige Pflaſter vergaß, über welches jetzt die glückliche Commiſſion triumphirend nach Merſeburg einfuhr.

Maeſtro Lange, der aus dem Rathskeller getreten war, um die Schwüle, die ihn umfing, in der Novemberluft abzukühlen, ſah beim matten Schein der Laterne das Wäglein anfahren. Kaum traute er ſeinen Ohren, als er in dem fröhlichen Geſange Grege's Tenor und Devrients verzweifelten Baß

vernahm. Die braven Mitglieder seiner Bühne stiegen heraus. Der Oestreicher wurde augenblicklich dem Director vorgestellt und Letzterer ungesäumt in die Mysterien eingeweiht.

— Fürwahr! das ist Gottes Finger! murmelte Lange, als er den Hergang der Sache vernahm. Noch selbigen Abend wurde der kühne Fremdling zum Mitdirector geschlagen und die Mimen schwelgten in ächtem Naumburger bis Mitternacht.

In der Frühe hatte Vater Lange seine anderthalbhundert Thälerchen im Pulte liegen. Die Nachricht von so glücklichem Ereigniß verbreitete sich durch alle Fächer, und als vom Dom herab die Glocken erklangen, als wenn zum Friedensfest geläutet werde, da zählte Lange die Häupter seiner Lieben und — es fehlt kein theures Haupt. — Helden, Intriguants, alte Mütter und Anstandsdamen, Alle, alle bekamen ihre Gage zu Heller und Pfennig, und da, wo man den Tag vorher noch Trauer und Mißmuth erblickte, sah man jetzt heitere und lebensfrohe Gesichter.

Wahrlich! so stolz war Vater Lange noch nicht zur Probe gegangen, als es heute geschah. Mit

Tritten, als wenn er das Pflaster einrammeln wollte, ging er an der Seite seines Associé nach dem Tempel der Thalia. Die Probe ging wie an einem Schnürchen. Nicht Einer ließ sich zur Scene rufen, wie es immer vorher geschehen; der Souffleur brachte jedes Wort und die Aufführung des „Graf von Gleichen" gehörte zu den Glanzvorstellungen der Merseburger Saison.

Einige Tage nachher reiste die Gesellschaft nach Rudolstadt, wo die Geschäfte brillant gingen.

Der Oestreicher, der inmitten dieses lustigen Völkchens wahre Freudentage verlebt, wollte sich doch eine festere Existenz sichern und bat um sein Geld, was ihm Lange augenblicklich in zwei Rollen unter der Versicherung seiner Freundschaft und Dankbarkeit einhändigte.

Devrient bekam an diesem Tage auch zwei Rollen: die Drillinge und den Franz Moor. Wie er sie angelegt, und welche reiche Zinsen sie ihm getragen, davon war Grege im Jahre 1825 Zeuge, als Ludwig Devrient selbige als Gast in Magdeburg spielte.

Nach neunzehnjähriger Trennung sahen sich die Freunde wieder und beim perlenden Champagner erinnerten sie sich mit Wonne der vergangenen Zeiten und der ersten Tage eines wahrhaft poetischen Künstlerlebens.

Nicolo Paganini.

Nicolo Paganini.

Es war im Jahre 1811 und zwar in einer der herrlichen Mondnächte, wie man sie nur in Italien genießt, als in Lucca vor dem Palais der regierenden Fürstin Elisa Bacciochi, Princeß von Lucca und Piombiono, die Schwester Napoleons, viele Carrossen und Staatswagen hielten, um die hohen Herrschaften nach Hause zu fahren, die Theil an dem Hofconcerte genommen, welches aller vierzehn Tage Statt fand.

Das Concert war beendigt, ein stürmischer Bravoruf durchtönte den hellerleuchteten Saal und ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, blaß, mit einer Adlernase, langem Haar und schwarzen Augen verneigte sich vor der hohen Versammlung, die ihm so lohnenden Beifall für den Genuß spendete, den ein für die Violine componirtes Werk geschaffen, welches im Programm unter dem Namen: **le streghe** (die Hexen) aufgeführt war.

Der Componist und ausgezeichnete Virtuos auf

der Violine war der Genueſe Nicolo Paganini, dem die Leitung des Orcheſters in der Oper, ſo wie bei den Hofconcerten anvertraut worden war.

Die Seitenthüren des Saales wurden von der Dienerſchaft geöffnet, zwei Männer, mit Ordensbändern geſchmückt, traten heraus und ergingen ſich im Garten unter den Oliven und Orangeriebäumen. Der Eine der ſchon etwas bejahrten, doch noch feurigen Männer, war der Ritter Donati, der Andere der Marquis Bellemont. Nachdem ſie ſchweigend einige Schritte gegangen waren, ſprach der Ritter lebhaft zu ſeinem Begleiter: Sei wie dem wolle, rühmen Sie Rolla und Lafond, ich bleibe dabei: Paganini iſt ohne Zweifel der erſte und größte Violinſpieler der Welt.

— Ja! ſein Spiel iſt ſchön, entgegnete der Marquis, und wer ihn noch nicht gehört, muß allerdings erſtaunen.

— Sein Spiel iſt unbegreiflich. Ich habe faſt alle die bedeutendſten Violinſpieler Italiens und Frankreichs gehört, aber noch iſt mir Keiner vorgekommen, der ſolche Gänge, Sprünge und Doppelgriffe, ja zwei- drei- und vierſtimmige Sätze mit ſolcher Virtuoſität ausgeführt. Und heute, im zweiten Satze,

haben Sie nicht da Töne wahrgenommen, welche ſogar täuſchend die Blasinſtrumente nachahmen?

— Allerdings. Am meiſten wurde ich überraſcht, als ich in den allerhöchſten Tönen, ganz dicht am Stege die chromatiſche Scala in einer Reinheit vernahm, wie ich ſie nie gehört, denn hier hat ſelbſt Rolla noch mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Nur Eins iſt mir aufgefallen.

— Und dieß iſt?

— Seine Bogenführung, die faſt ganz und gar von der Manier abweicht, welche man als die richtige anerkannt. Zweitens ſpielt er nach der Ueberzeugung der Muſiker auf einer verſtimmten Geige und dieß kann ich nicht billigen, indem er dadurch unerlaubte Mittel anwendet, welche der Kunſt und dem Herkommen unfehlbar entgegentreten.

— Nicht verſtimmt, entgegnete haſtig der Ritter, ſondern eigends dazu geſtimmt, und dieß iſt das große Geheimniß; gerade hierin ſpricht ſich ſein Genie aus, er ſucht ſich über das Gewöhnliche und Alltägliche hinwegzuſetzen und die Mittel, die er anwendet, ſind ein Triumph der Kunſt. Schon mit Freuden vernahm ich bei ſeinen erſten Tönen, daß

er seine Concerte stets einen halben oder einen ganzen Ton höher spielt, als sie gesetzt sind und vom Orchester begleitet werden, wodurch sein Ton im Gegensatz zu dem Tone der Orchestergeigen eine Macht erringt, die wie ein Geist über dem Ganzen schwebt und den Hörer zwingt, ihm besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme zu schenken. Was sodann seine Compositionen anbelangt, so zwingen sie den Kenner unbedingte Verehrung ab, und der alte Kapellmeister Giretti, bei welchem Paganini den Contrapunkt studirt, soll ihm schon damals ein glückliches Horoscop gestellt haben.

— Seine Composition? nahm der Marquis das Wort, ich muß gestehen, darauf habe ich weniger Acht gegeben.

— Weniger? Ha! so gestehen Sie zu, daß die Meisterschaft seines Spiels Ihrem Geiste nicht Zeit gelassen, dieselbe zu würdigen. Fürwahr! Paganini, wenn er auch nicht einen Strich auf der Geige machen könnte, er würde eben so groß dastehen als jetzt, denn seine Compositionen zeichnen sich nicht nur durch tiefen Humor und Lebendigkeit, sondern auch durch Charakteristik und glänzende Instrumentirung aus. Schrieb er doch, wie mir

Rolla erzählte, bereits im achten Jahre eine Sonate, die so schwer war, daß man sie kaum spielen konnte. Ja, selbst der ehemals so berühmte Sopransänger Jnarchesi, der dem damals neunjährigen Knaben bei Gelegenheit seiner Benefizvorstellung im Theater zu Genua Gelegenheit verschaffte, seine außerordentliche Fertigkeit auf der Violine vor einem reichversammelten Auditorio geltend zu machen, prophezeite, daß er dereinst auch ein großer Tonsetzer für sein Instrument werde. Seine Worte sind Wahrheit geworden, denn all die Compositionen, die ich in der kurzen Zeit seines Hierseins gehört, geben Musik, Musik im wahren Sinne des Wortes.

— Sie haben Recht! es sind keine künstlichen Texturen. Ich meine aber, bei einem musikalischen Werke, das Anspruch auf Gediegenheit macht, müsse doch der Verstand auch etwas haben.

— Ich verstehe. Sie wollen Reflexion. Dergleichen Werke können geistreich sein, aber selten wird man den Genius wahrnehmen, der dem Ganzen doch eigentlich den Stempel der Vollendung aufdrückt, jener Geist, der zum Herzen spricht und auch Paganini's Werke durchdringt. Die Bebungen einer tiefen Rührung, die sich in seinem Spiele

verkünden, erſtrecken ſich auch auf ſeine Compoſitionen und vereint wirken ſie mit übernatürlicher Kraft auf jedes Gemüth. Sie haben den Künſtler ſchon in mehreren Concerten gehört; denken Sie an ſeine heitern Tongemälde, wie einfach und lieblich. Der Mond ſteht über den Quellen, die Sehnſucht des Herzens wird wach, wie noch nie, und wenn ich ſeinem Adagio lauſche, ſo wähne ich den Geſang der Sphären zu vernehmen.

— O, ich ſchätze ihn; ſein Concert in E dur hat mich beſonders angeſprochen.

— Nicht wahr? Dann das Glöckchenconcert und heute die wahnſinnig wilden Hexenvariationen mit ihren dämoniſchen Klängen, die einen wirklichen muſikaliſchen Commentar zu Dante's Hölle liefern und noch in meinen Ohren raunen. Ja! ich möchte ſie gräßlich-ſchön nennen und hier hat der Meiſter mit Genialität die Mitte gehalten, hier, wo die Verirrung ſo nahe, denn wer wie viele andere Componiſten das Entſetzliche und Gräßliche in der Form ausdrückt, der weiß nicht, daß für die Kunſt nur die ideale Natur die Aufgabe iſt und Schönheit ſtets der Anfang, Mitte und Ende der

Kunſt ſein muß. Mit einem Wort: Paganini iſt groß, leugne mir dieß Niemand ab.

— Groß nenne ich nie einen Künſtler, entgegnete der Marquis; denn in der Unendlichkeit der Kunſt geht jede Größe unter. — Wohl aber muß ich bekennen, daß der junge Mann eine Höhe erreicht, die ſeine Landsleute ſtolz machen kann. Nur Schade, daß bei der techniſchen Fertigkeit des Künſtlers ſein Ton nicht die gehörige Stärke hat.

— Allerdings! aber er iſt voll und weich und in ſeinem ganzen Schall liegt eine Kraft, die ſelbſt im mächtigſten Tutti der Inſtrumente ihre Gewalt geltend macht. Wir Italiener ſchätzen Paganini, weil wir ſeinen Werth erkennen, aber er ſollte einmal in's Ausland reiſen und Concerte geben, damit er ſich ſelbſt beſſer erkenne, denn ich bin feſt überzeugt, daß weder Deutſchland, noch Frankreich ihm einen Virtuoſen auf ſeinem Inſtrumente gegenüberſtellen kann, der es mit ihm aufnehme, um über den Sieg zu ſtreiten.

— Hat er ſeine Reiſen bisher nur auf Italien beſchränkt?

— Ja! — Er ſcheint kränklich oder mehr melancholiſch zu ſein, was eines Theils von der über-

mäßigen Anſtrengung herrühren mag, denn er ſpielt oft auf ſeinem Inſtrumente von früh bis in die Nacht, und eine ſchwierige Paſſage ſoll er oft tauſend und abertauſendmal wiederholen, bis ſie die Vollkommenheit erreicht und ſeinem Wunſche entſpricht. Wie ich gehört, ſoll ihm die Hervorbringung der Flageolettöne unendliche Mühe verurſacht haben.

— Ach! Sie erinnern mich da an Etwas. Wie kam es, daß die Fürſtin, die anfänglich ſeinem Spiele die größte Aufmerkſamkeit widmete, nicht bis zum Schluß ausharrte, ſondern ſich langſam, ja faſt unbemerkt hinwegbegab?

— Iſt uns allen bekannt. Die Flageolettöne wirken oft ſo auf ihre Nerven, daß ſie ſich heimlich entfernt, um der Erſchütterung zu entgehen, die ſich öfters bemerkbar gemacht, wenn Paganini dieſe Töne auf ſeinem Inſtrumente hervorbringt.

— Sonderbar! Wie ich aber bemerkt, ſcheint eine andere Dame mit deſto größerem Vergnügen ſeinem Spiele zu lauſchen und bis zum Schluſſe auszuharren, wo ſie dann wohl noch bedauert, nicht in ſeiner Nähe verweilen zu können.

— Eine Dame? — hier, bei Hofe?

— Ja! die ſchöne geiſtreiche Gräfin Olympia.

— Beſter! ſie liebt die Muſik und iſt eine Kennerin derſelben. Kein Wunder, wenn ſie einer ſo außerordentlichen Erſcheinung mehr Aufmerkſamkeit ſchenkt, als dieß vielleicht ſonſt zu geſchehen pflegt. Sie iſt im Beſitz einer herrlichen Stimme, die ſie ſehr wohl mit der Guitarre zu unterſtützen verſteht. Nein! ſie liebt die Kunſt.

— Und wie mir ſcheint, auch den Virtuoſen. Die Ungeduld, das Feuer in dem Blick, wenn er ſich zum Spiel ſtellt. Ja! ich glaube, ſie bräche mit in die lauteſten Beifallsbezeugungen aus, wenn es ſich für eine Dame ſchickte.

Nun, die Kunſt iſt Liebe. Gerade ein Violinvirtuoſe iſt geeignet, die Herzen zu erobern, zumal die Frauen weit zarter fühlen. Wem wäre das Auge trocken geblieben, wenn er ſein Inſtrument ſo traulich in den Arm genommen und in Wehmuth geklagt? Wem hätte er nicht mit unſäglichem Schmerze die innerſten Fibern des Herzens zerriſſen, wenn er ſich dem Jammer hingab? Wer hätte nicht ſüße Wehmuth empfunden, wenn er in ſchwellenden Tönen einen Hymnus an die Liebe ſang?

Unter dieſem Geſpräch hatten ſie ziemlich das Ende des Schloßgartens erreicht, in deſſen Gängen mehrere von Meiſterhänden gefertigte Marmorſtatuen aufgeſtellt waren. Durch das Laub der Maulbeerbäume und hohen Ulmen, deren Gezweig durch volle Weinranken verflochten war, ſchimmerte in der Ferne das vom Mond beleuchtete duftige Gebirge. Ein lauer Südwind ſpielte mit den ſilbergrauen Blättern der Olivenbäume und ſchaukelte ſich auf den ſaftigen Blättern der buntfarbigen Blumen. Ueber der ganzen Gegend ſchwebte ein milder, ſeliger Friede.

Wie die beiden Muſikfreunde aus einem Laubgange heraustraten, um ſich wieder nach dem Schloſſe zu wenden, wallte eine lange gleichſam geſpenſtiſche Geſtalt an ihnen vorüber. Der Ritter Donati ſchaute ſich um: War dieß nicht der Maeſtro? liſpelte er zu ſeinem Begleiter.

— So weit ich ihn erkannt, allerdings!

— Merkwürdig! aber große Geiſter lieben die Abgeſchloſſenheit. Er ſucht die Einſamkeit —

— Und vielleicht auch die Gräfin, erwiederte in einem ſcherzenden Tone der Marquis, indem er ſeinen Begleiter unterm Arm faßte und ein anderes

heiteres Geſpräch anſtimmend, mit ihm nach dem Schloſſe ging, wo der Speiſeſaal glänzend erleuchtet war.

Tief in dem Garten aber weilte Nicolo und blickte über die ſchlummernde Landſchaft. Jetzt beſaitete ſich ſein Herz, all die Gefühle ſpielten einen Hymnus der Liebe, er dachte nur an ſie und ſchien dann zu erwägen, ob er auch recht thue, ob es nicht ein Wahn, dem er ſich hingebe. — „Eine Gräfin!“ lispelte er ſtill, eine Dame aus hohem Hauſe, reich, ſchön, und du — ein armer Muſikus. Ihre Familie groß und angeſehen, Pracht, Reichthum. — Sind denn aber die Töne, die ich auf meinem Inſtrumente hervorbringe, nicht mehr werth, als der Klang des Goldes? — Hat mich nicht die Kunſt geadelt und iſt die Lyra in meinem Wappen etwa weniger wie die güldenen Löwen in ihrem Schilde? — Still, ſtill bewegtes Herz! — Taſſo und Leonore! — ſpiegle dich daran und laß ab vom Kampfe. Dichter und Tonkünſtler, ſie haben ja gleiches Schickſal. Ein Dichter hat nichts von der Welt zu fodern; wenn ſein Herz die Erfüllung ſeiner heißen Wünſche begehrt, dann wendet ſie ſich ab und die Träume löſen ſich auf in ein

Nichts. Nichts, das iſt ſein Erbtheil und — iſt am Ende nicht die ganze Kunſt ein Traum? — Ja! aber doch — ein ſchöner Traum.

Langſam, die Hände auf den Rücken gelegt, wandelte er wieder zurück; blickte noch einmal hinauf nach dem von Kerzen erhellten Saale und ſchlich dann in ſeine ſtille Wohnung, welche unfern dem Paſſioniſten-Kloſter lag. Hier angekommen, ſetzte er ſich erſchöpft nieder und blickte durch das geöffnete Fenſter nach dem Garten, wo verwilderte Taxushecken ihr Gezweig um alte zertrümmerte Statuen und um das Becken einer längſt ausgerieſelten Fontaine ſchlangen. Dicht unterm Fenſter war eine Oleanderlaube, die eine von Moosflechten überwachſene Steinbank umhüllte, ein Lieblingsplätzchen des Künſtlers, wo er oft in den Stunden der Weihe ſaß und componirte. Einſam und allein blickte er in die lautloſe Stille der Nacht; hinüber in die ſchwarzen, vom Mond beleuchteten Cypreſſen; ſo ſtill und hehr, es war, als wenn die ganze Welt Sieſta hielt. Immer noch ſchwebte das Bild der Gräfin Olympia vor ſeinem Blick, ſie, die ſeine ganze Seele erfüllte und die er liebte mit der Leidenſchaft und der Gluth eines Italieners, mit den

Gefühlen und der ſchwelgenden Phantaſie eines Künſtlers. Immer war es ihm zu Muthe, als wenn er mit ihr ſprechen, mit ihr koſen ſolle, denn heute war es ihm ja nicht vergönnt geweſen, mit ihr Rede zu wechſeln, wie es ſchon manchmal geſchehen, wenn er Solo geſpielt und die Holde ihm dann mit einem vielſagenden Blick Lob und Beifall geſpendet.

Inmitten dieſer Aufregung griff er nach ſeiner Violine und begann ein Adagio zu ſpielen, ſo weich und ſchmelzend, daß ihm ſelbſt eine Thräne in das große Auge trat. Bald ſchwebten die Töne, wie auf Engelsfittigen getragen, bald bebten und zitterten ſie durch die heilige Stille der Nacht, es ſchien ſelbſt die ihn umgebende Natur den Odem anzuhalten, um die Töne zu belauſchen, welche der Künſtler aus der Tiefe ſeines wunderbaren Inſtrumentes entlockte, ja, ſie gleich einem Zauberer heraufbeſchwor. Jetzt verſchmolzen die Töne, ein herzzerſpaltender Hymnus durchdrang den Raum, jeder Ton war ein grandioſer tragiſcher Schmerz. Wahrlich! dieſe Phantaſie zu Papier und ſo geſpielt, wie es jetzt geſchah, die Mythe des Orpheus müßte ſich wiederholen oder die Menſchheit müßte verzweifeln an

der Kunſt. — Erſt ſpät nach Mitternacht entſchlummerte er, und da er nach ſolchen Aufregungen gewöhnlich länger zu ſchlafen pflegte, ſo erwachte er erſt, als mehrmals an ſeine Stubenthür gepocht wurde, die er zu jener Zeit ſorgfältig zu verſchließen pflegte, aus Beſorgniß, man könnte ihm Nachts ſeine Geige ſtehlen, ein Capitalſtück, das hinterlaſſene Inſtrument Tartini's, das ein reicher Venetianer für 300 Ducaten gekauft und dann Paganini zum Geſchenk gemacht hatte.

Er öffnete die Thür, ein Hofbedienter trat ein und überreichte ihm ein Billet, das der Ceremonienmeiſter ſendete. Haſtig erbrach er das Siegel und vernahm, daß ſelbiger ihn Nachmittag um vier Uhr in Angelegenheiten der Concert- und Theatermuſik zu ſprechen wünſche. Eine Heiterkeit, die man ſelten an ihm gewahrte, verbreitete ſich über ſein ganzes Weſen, denn ihm leuchtete ja die Hoffnung, daß er die Gräfin erblicken, ja vielleicht gar Worte mit ihr wechſeln könne.

Obgleich nicht an Pünktlichkeit gewöhnt, die überhaupt nur ſpärlich bei den Genies gedeiht, fand er ſich zur beſtimmten Stunde ein.

Der Ceremonienmeiſter, ein feiner, gewandter

Hofmann und großer Verehrer der Musik, kam ihm freundlich entgegen und eröffnete ihm, daß nächstens hoher Besuch erscheinen werde und die Fürstin im Repertoir der Oper und Concert eine besondere Lebendigkeit wünsche. Sie kennen ja, fuhr er fort, ihre Vorliebe für alte classische Musik, wählen Sie nach Ihrer Einsicht. Was das Concert anbelangt, so schmückt vielleicht das Programm eine Ihrer neusten Compositionen oder wir wiederholen entweder Ihr Glöckchenconcert oder Ihr meisterhaftes Concert in E dur, das so allgemeinen Anklang fand und wodurch Sie, unter uns gesagt, sich die völlige Gunst der Fürstin erworben haben.

Paganini brachte mehrere Opern von Porpora, Bertini und Sacchini in Vorschlag, vorzüglich aber Mozarts „la Clemenza di Tito" und Glucks „Armide", welche Meister er besonders schätzte und Mozart öfters den Shakespeare der Oper nannte, indem er es am besten verstehe, die Leidenschaft der Poesie in seine Musik überströmen zu lassen. Für das Concert bestimmte er unter andern Händels treffliche Ouvertüre zur Oper „Ottone," da er wußte, daß sie eine Stelle enthielt, in die sich die Gräfin so zu sagen ganz verliebt hatte.

Meinen Sie nicht, begann der Ceremonienmeiſter, daß die Sänger recht im Concert beſchäftigt würden? Roſſi könnte einige Arien aus Mozart'ſchen Opern vortragen.

— Roſſi? — begann der Maeſtro, indem ſich ein flüchtiges Lächeln um ſeine Lippen zog; nein! da möchte ich nicht rathen; der Menſch macht eine Menge Schnörkel und bringt Cadenzen an, die in Mozart'ſchen Compoſitionen zu muſikaliſchen Sündenböcken werden. Er mag ſeine Feuerräder am Schluß der Arien in andern Opern abbrennen, nur hier nicht. Ich ſchlage Campri vor.

— Dieſer möchte doch wohl nicht den Anfoderungen entſprechen, denn Sie wiſſen ja, Maeſtro, daß hundert Dinge nöthig ſind, ehe man ein guter Sänger wird.

— Laſſen Sie das, ſprach Paganini. 99 Dinge hat er ſchon und das iſt — eine gute friſche Stimme. Wenn Sie nichts dagegen haben, ſo laß ich ihn ſingen.

— Nicht das Mindeſte. Vielleicht ein Duett aus der Oper von Paiſello.

— Nein! ich habe da ein Lied, ein recht ſchö-

nes Lied von Zanetti: „die Macht der Liebe" und Campri hat zum Liedervortrag Talent.

— Macht der Liebe? — Maestro! ich glaube, Ihr Herzchen hat Feuer gefangen. Nun, es ist mein Scherz, ich bin Alles zufrieden, leiten Sie nur das Ganze ein, daß wir Ehre davon tragen. Ist es nöthig, so laß ich in der Oper auch noch das Orchester verstärken. Ah! noch ein Wort! Sehen Sie doch zu, ob sie nicht Luigi's einst so berühmte Motette: „Sunt breves mundi rosae" herbeischaffen können, die Fürstin erwähnte sie neulich. Ich glaube, wir verschaffen ihr einen Genuß, der sie um so mehr erfreuen wird, da sich an dieß treffliche Gesangstück Erinnerungen aus der Jugendzeit zu knüpfen scheinen.

— Werde mich bemühen. Die Ouverture zu „Ottone" — Luigi's Lied „die Macht der Liebe" — nicht doch — die Motette: Sunt breves — Mozarts Titus — die Gräfin — er nahm seinen Hut und empfahl sich, sonst hätte er sich noch verrathen, denn er dachte immer wieder an sie. Als er heraustrat, trocknete er sich den Schweiß von der Stirn und wandelte in dem Garten, um noch den herrlichen Tag zu genießen.

Gleichsam unbewußt durchging er den Garten, der für Jedermann geöffnet war. Er wurde von mehreren Personen begrüßt, was er oft nur dann bemerkte, wenn sie vorüber waren, ja, in seiner Zerstreutheit nannte er laut den Namen Olympia vor sich hin und wiederholte ihn; er glich jetzt dem berühmten Echo zu Mailand, das einen ausgesprochenen Namen hundertfach wiedergiebt.

Immer weiter schreitend, an den Grotten und grotesken Blumenvasen vorüber, gelangte er an einen kleinen Platz, wo ihm gar muntere Rede entgegenscholl. Plötzlich blieb er vor einer Laube stehen, zog den Hut und machte eine tiefe Verbeugung, denn in derselben saß die Fürstin mit einigen Herren und Damen ihrer Umgebung, unter letzteren auch die Gräfin, welche aus silbernen und kristallenen Schalen Caffee-dolce, Eis, Limonade und andere Erfrischungen genossen.

— Ah, Maestro! Sie kommen wie gerufen, sprach die Fürstin mit der ihr eigenthümlichen Leutseligkeit. Wir unterhielten uns von der Musik und deren Wirkungen. Da ist nun ein kleiner Zwist entstanden, den Sie vielleicht schlichten können, in welchem Falle wir Sie als competenten Richter

anerkennen. Ehe Paganini ein Wort erwiedern konnte, begann die Fürstin: wir sprachen von den Sängern Senesino und Farinelli. Hier, der Herr Marchese behauptet: die Arie „Son qual nave" durch deren Vortrag Farinelli dem König Philipp V. seine Melancholie entnommen, sei eine Composition seines Bruders, Carlo Broschi, und sei dieselbe, durch welche er vorher die Engländer so entzückt. Ich und hier diese Damen behaupten, daß es ein Lied gewesen, welches sein Lehrer Porpora eigends für ihn geschrieben.

Paganini lächelte und sagte: Bedauere, weder dem einen noch dem andern Theil kann ich hier den Sieg einräumen. Es waren zwei Arien, welche Farinelli vor dem König sang, um die Gemüthsschwäche emporzurichten. Die eine begann: „Pallido il sole" und die andere: „Per questo dolce amplesso." Componist derselben war Hasse, Gemahl der einst so berühmten Faustina.

Beide Theile lachten, daß sie auf unrechtem Wege ertappt worden waren und nicht ohne Heftigkeit einen kleinen Streit geführt, den jetzt ein Mann geschlichtet, dessen Kenntniß in der musikalischen Literatur

oft erwähnt worden war und dem man unbedingt Glauben ſchenken mußte.

Die Fürſtin gab das Zeichen zum Aufſtehen. Sämmtliche Anweſende erhoben ſich, um einen Gang durch den Garten zu machen. Schon wollte ſich Paganini wieder entfernen, als die Gräfin zu ihm herantrat und die Kenntniß rühmte, die er von dem Leben und Wirken berühmter Künſtler beſitze. Ja, begann ſie weiter, es iſt wohl der ſchönſte Triumph für einen Künſtler, im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben und Andere anzuflammen, die gleiche Bahn wandeln. O, ich weiß auch einen Künſtler, von dem man noch ſprechen wird, wenn er längſt nicht mehr iſt. Mir wird das Vergnügen und die Ehre zu Theil, ſeine Schöpfungen zu bewundern, mit ihm zu ſprechen, ja, er ſteht jetzt vor mir.

— O, Sie machen mich ſchaamroth! entgegnete Nicolo, indem er jetzt an der Seite der Gräfin die aus Lorbeer- und Myrthenhecken gebildeten Alleen durchwandelte. — Ja! ich könnte ein Künſtler werden, ſprach er weiter, wenn das Schickſal ſich meinen Wünſchen günſtig zeigen wollte und die Ruhe und Zufriedenheit über mein Gemüth brächte,

ohne die es unmöglich wird, in den Tempel einzugehen, wo der wahre Künſtler die Weihe empfängt. Das Ziel iſt entfernt; Viele beginnen die Bahn und diejenige, die es erreichen, ach! es iſt eine kleine Schaar, ein Häuflein Märtyrer, die am Ende noch erfahren, daß der Lorbeer, nach dem ſie gerungen, doch nichts ſei, als eine Dornenkrone.

Bewegt von dieſen Worten, blickte die Gräfin ſcheu um ſich, ob man ſie belauſche, ob man ſie bemerke. — Das Ziel! entgegnete ſie dann beruhigt. Meinen Sie ſo entfernt vom Ziel zu ſtehen? — Nein! ein Künſtler, der ſo wie Sie Originalität und Genialität mit einer ſolchen ſchaffenden Kraft entwickelt, der iſt nicht mehr fern. Ich frage beim Tonkünſtler bei Anhörung ſeiner Werke nicht den Verſtand, ich frage das Herz, und wenn dieß fühlt, wenn dieſes volle Befriedigung erhält, dann iſt ſein Sieg gewiß.

— Das Herz, rief erſchüttert der Virtuoſe, indem er die Gräfin leidenſchaftlich an der Hand faßte; ja! ich frage es auch, denn in der Kunſt, in der Muſik, muß man ſelbſt ſtark empfinden, um Andere empfinden zu laſſen. O Gräfin! wenn Sie mein Herz fragen wollten, hier, das Herz mit

seinen Bebungen und Dissonanzen, hier, das große Trauerspiel mit seinen erschütternden Scenen und lebenzerstörenden Monologen, bei Gott und allen Heiligen —

— Fassung! flüsterte die Gräfin, — wenn man uns belauscht, Maestro! Sie kennen meine Stellung! meine Verwandten! Ihr Herz — ich ahne —

— Sie ahnen? O, die Ahnung, ist sie nicht seliger als die Gewißheit und doch — ich muß wissen, hier —

— Das Herz! entgegnete die Gräfin schnell. Ich ahne, all' Ihre Bemühungen, Ihr Streben, all' Ihre Leistungen in der Kunst —

— Gingen aus Liebe hervor. Sie ist die mächtige Triebfeder, die mich noch hier zurückhält, sie ist es, die da schafft und erzeugt die Werke, welche man lobt und preist, die Werke, von denen man wähnt, der kalte, nüchterne Verstand habe sie geschaffen. O, sie ahnen nicht die mächtige Flamme, die sie erwärmt und erleuchtet. Würde ich mich denn für eine spärliche Summe an den Hof verkaufen, wenn nicht ein Höheres mich hier fesselte und bannte? Nein! das ist kein Künstler, der bei

Hofe leben kann, denn mit der Freiheit verkauft er seine Kunst und seinen Genius. Ja! es ist die Liebe und frei spreche ich es aus. — Soll ich hinwegleugnen, was eine höhere Macht gedichtet? soll ich zerstören die Werke der Gottheit, jenen erhabenen Geist, der mich zum Künstler schuf, wenn ich diesen Namen verdiene? Ha! wenn sie, die Liebe, nicht wäre, ich hätte nie die Melodieen empfunden und gesungen, welche das Herz erquicken; ich hätte nicht den Glauben in meiner Brust, der mich erkennen läßt, daß ich nur durch ihre Macht die sonst unerreichbare Höhe der Kunst erklimme, ja, ich wäre ja nicht geboren, wenn nicht die Liebe wäre.

— Nicolo! lispelte die Gräfin, indem sie ihr Gluthenauge auf ihm ruhen ließ; — ich verehre, ich schätze, ja — ich liebe Sie.

— Liebe? erscholl es laut von den Lippen des Bewegten, indem er sie bei der Hand faßte, las wolle er sie aufheben zum Schwur. Die Gräfin wehrte leise ab und rief: still, Verschwiegenheit!

— Ich soll mein Glück verschweigen? — Nein, die wahre, reine Liebe kennt kein Gebot, sie tritt frei vor die Welt wie die Sonne aus den Wolken des Himmels.

— Nicolo! Sie wollen das Geheimniß — Sie wollen das Geſtändniß eines bewegten Herzens verrathen, wollen ſpielen mit dem heiligſten Gefühl der Menſchheit?

— Olympia! ſoll ich erliegen unter dem Himmel, der ſich auf mich herabgeſenkt? — Wehren Sie dem Baume, daß er grüne, wenn der Frühling über ihn gekommen, verbieten ſie dem Vogel, daß er ſinge, wenn die Sonne ihn hervorlockt aus dem dunkeln Gebüſch. Ja! ich werde es verkünden.

— Raſender! erſcholl es von den Lippen der Gräfin, indem ſie Miene machte, ſich von ihm loszureißen, als Nicolo ſie ſanft erfaßte und rief: Ja! ich werde es und zwar in einer Sprache, die ſie Alle verſtehen, die in alle Herzen dringt — durch die Muſik.

Die flüchtige Zornesröthe auf Olympia's Geſicht verflog, lächelnd drückte ſie ihm die Hand und freute ſich ſchon auf dieſen kleinen Scherz, den ſich der Künſtler erlauben und am Ende doch nur ihr verſtändlich ſein werde.

Plötzlich traten ſie aus der Allee heraus und ſtanden am Ufer des Teiches, auf deſſen kryſtallhellen Fluthen ſich mehre prachtvolle Gondeln be-

wegten, in denen die regierende Familie öfters kleine Luſtfahrten unternahm, was auch jetzt geſchah, denn ſchon kamen mehre Nobile, welche den Damen den Arm reichten, um ſie die kleine Marmortreppe hinab zu geleiten, welche nach dem Teiche führte.

Nicolo empfahl ſich, ein mehr als huldvoller Blick der Gräfin begleitete ihn. Die Gondeln, deren Bedachung mit buntfarbigen Teppichen bekleidet waren, von denen die herabhängenden goldenen und ſeidenen Troddeln faſt den hellen Waſſerſpiegel berührten, glitten ſanft dahin. Die Jalouſieen waren aufgezogen, hinter dunklem Gebüſch am Ufer lauſchte Nicolo, um ſie noch einmal zu ſehen und — ein verſtohlener Gruß aus der Gondel flog ihm zu.

Berauſcht von ſeinem Glücke eilte der Liebeglühende von dannen. Noch war die Luft heiß und kühl, er wollte zurück in ſeine Einſamkeit, aber ein Drang, eine Unruhe, wie er ſie nie empfunden, trieb ihn in den Tumult der bewegten Menge, denn Lucca war zu jener Zeit der Sammelplatz vieler Fremden, und vorzüglich gewahrte man am Hofe viele vornehme franzöſiſche Familien.

Nicolo lenkte seine Schritte nach dem Marktplatze, wo ein ungemein reges Leben herrschte. Unter den Leinenzelten und dichtbelaubten Maulbeerbäumen an den Kaffeehäusern saßen Italiener, Franzosen und langbärtige deutsche Maler. Eisverkäufer schrieen ihre Limonade aus. Hier trieb ein Bauer die mit Orangen, Melonen und Feigen beladenen Esel zum Trabe an, während unter dem Steinbilde der Madonna ein Bänkelsänger mit einförmiger Stimme einen Gesang zur Violine improvisirte. Unweit der Kolonnaden, wo der wachthaltende Arsenaletto träge auf- und niederschlich, war ein linnenes Puppentheater errichtet, wo so eben die Vorstellung mit Arlechinos und Colombinens Krönungsfeier begann. Kaum zehn Schritte davon trompetete der Ciarlatano seine Wunderelixire aus, während ein Papageihändler zum Kauf anrief, in welches Geschrei die in den Bauern sich herumschwenkenden buntfarbigen Raben krächzend einstimmten. Ueberall Gewerbe, Handel, Musik und über dem Ganzen wie eine gewölbte Blumenglocke Italiens ewig blauer Himmel.

Obgleich Nicolo unter einem Zelte mehre Bekannte erblickte, meist Sänger und Tonkünstler,

mit denen er sonst fröhlich die Nächte durchschwärmt, so vermied er doch heute sorgfältig jede nähere Berührung und setzte sich tief in eine der Hallen, wo er sicher war, unentdeckt zu bleiben. Jene hatten ihn aber wohl bemerkt, denn seine lange Figur ragte ja über Alle hervor, wie er auch in der Kunst hervorragte und sonach manchen Neider hatte.

— Wie schön sie war! lispelte er vor sich hin, als er einige Ruhe errungen. Noch steht sie vor mir und erinnert mich an die herrliche Jungfrau in Jacopo Palma's jüngstem Gericht, das im Dogenpalast zu Venedig hängt. Er schlürfte ein Glas Limonade nach dem andern, als gelte es eine innere Gluth zu dämpfen und machte dann mechanisch mit den Fingern der linken Hand mehrere trillernde und schleifende Bewegungen, als wenn er die Saiten seiner Violine berühre, dann sah er wieder starr vor sich hin, als umkreise ihn ein musikalischer Gedanke, den er verfolge, um ihn festzuhalten.

So verflossen einige Stunden in tiefem Hinbrüten und strenger Abgeschlossenheit, und als er in seine Wohnung zurückging, begann sich schon das geheimnißvolle Dunkel des Abends zu entfalten. Hier angekommen streckte er sich auf das mit ver-

schossenem Damast überzogene Ruhelager, denn die Luft war noch heiß und schwül. Auf einem Marmortische stand die Büste Piccini's, die bleich und geisterhaft in das Zimmer starrte, an dessen Decke noch Spuren eines Gemäldes zu erkennen waren, welches den schlafenden Endymion vorstellte. An den Wänden hingen mehre Kupferstiche unter Glas und Rahmen. Unter andern Mozarts Portrait und die drei größten Sänger Italiens: Pacchierotti, Rubinelli und Marchesi. Auf dem Clavier lagen Bücher und Noten wüst durch einander und im Winkel stand eine Guitarre, deren Saiten meist gesprungen waren oder schlaff herunterhingen, da sie Paganini seit langer Zeit nicht berührt, indem er die Erfahrung gemacht, daß ihm das Spiel auf derselben im Fingersatze schade.

Hingegen spielte er von diesem Tage an emsiger als je auf seiner Geige und sonderbar genug, nur auf der G- und E-Saite. D und A berührte er gar nicht und hatte sie als überflüssiges Material gänzlich von seinem Instrumente entfernt.

Der Tag, wo am Hofe abermals Concert war, nahte heran und als in der Frühe das mit dem Wappen der regierenden Familie geschmückte Pro-

gramm ausgegeben wurde, las man unter den letzten Pieçen: „Liebesſcene," muſikaliſcher Scherz für die Violine, componirt und vorgetragen von Nicolo Paganini.

Dieſe Nummer gab zu vielfachem Geſpräch Anlaß. Die Damen meinten ein rührendes Adagio zu vernehmen, eine Melancholie, ein muſikaliſches Schäferſpiel. Die Verehrer des Virtuoſen harrten mit Ungeduld und wußten ſich das Komiſche derſelben nicht zu deuten, zumal in Paganini's Compoſitionen bisher immer ein tiefer Ernſt vorgewaltet. Nur die Gräfin wußte, wer Amynt und Doris im Schäferſpiel war und vergnügte ſich inniglich an den Muthmaßungen und räthſelhaften Fragen ihrer Umgebung.

Abends um 9 Uhr, zu welcher Zeit das Concert begann, ſah man im Schloſſe das regſte Leben. Herrliche, aus Paris herbeigeſchaffte Kronleuchter ſtrahlten das Licht der Wachskerzen auf das ſpiegelblanke Getäfel des Fußbodens hernieder. Portiers, Läufer und Hofbediente in reicher Livrée liefen auf und ab. Inſtrumententräger trugen die Inſtrumente der Muſiker, ſo wie die Noten der Sänger herbei; vornehme Beſucher zeigten ſich auf

der Terraſſe und den Balconen. Ueberall Glanz und Galla. Schon waren die Muſici verſammelt, welche ihre Inſtrumente wenigſtens eine halbe Stunde vorher im Saal oder in den daran ſtoßenden Zimmern ſtimmen mußten, indem die Fürſtin dieſes Sichſelbſtentſchließen ungern vernahm, als die Gräfin mit mehreren Damen durch den Corridor ging. Da ſchritt plötzlich eine lange, blaſſe Geſtalt mit einem Violinkaſten unter dem Arm an ihr vorüber. Es war Paganini, der zu jener Zeit ſein Inſtrument ſelbſt zur Probe und Vorſtellung trug, aus Beſorgniß, es könne in fremden Händen Schaden leiden. Er grüßte die Gräfin ehrerbietig und zeigte ihr verſtohlen einige Notenblätter, während ſein Blick nur allzudeutlich ſagte: „Ich habe Wort gehalten!“

Da die Ouverture zu „Ottone“ in der Aufführung Schwierigkeiten verurſachte, indem der Partitur mehre Blätter fehlten, die beim Brande des Opernhauſes zu Mailand verloren gegangen waren, ſo begann das Concert mit Cherubini's Ouverture zu „Anakreon“, die vermöge ihrer Originalität eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte. Hierauf folgte ein Quartett von Mozart für zwei Violinen,

Bratsche und Violoncello, wo die Violinstimme trefflich von Paganini gespielt wurde. Der Kammersänger Rossi trug alsdann eine Arie vor und den Beschluß des ersten Theils machte ein Gesangsquartett von Sacchini.

Während der Pause, die nach dem ersten Theil Statt fand, wo die Zuhörer ihre Meinungen austauschten und die Dienerschaft Erfrischungen herumreichte, sah man Paganini emsig mit seiner Violine beschäftigt, zog Saiten auf, stimmte und präludirte.

Nachdem die Pause vorüber war, wurde der zweite Theil des Concerts mit Sacchini's Ouverture zur Oper „Tamerlan" eröffnet, welche der Concertmeister Paulino dirigirte, was stets geschah, wenn Paganini unmittelbar darauf zu spielen hatte, damit seine Hand durch das Tactiren nicht erschlaffe und die gehörige Ruhe und Sicherheit behalte.

Während die Töne den Saal durchbrausten, saß Nicolo in einer Ecke des Orchesters und ließ seinen Blick auf der schönen Gräfin ruhen, welche nicht versäumte, öfters hinüberzublicken. Die Ouverture war beendet, das Programm in allen Hän-

den und mit gespannter Neugier erwartete man den musikalischen Scherz, die Liebesscene.

Eine Ruhe, als gelte es, schon im voraus dem Meister ein Zeichen der Achtung zu geben, trat ein. Da erschien Paganini auf der vordern etwas erhöhten Stelle des Orchesters, hob seine Violine empor und entfernte im Angesicht der versammelten Menge die beiden mittelsten Saiten, daß nur noch G und E darauf blieben. Er gab das Zeichen zum Anfang und — sein Bogen schwebte über dem Tutti. Jetzt begann nun eine Art musikalischer Dialog, wo die G-Saite den Mann und die E-Saite das Mädchen vorstellte. Sein meisterhaftes Reden-Spiel ließ nun bald Streit- und Versöhnungsscenen zwischen einem Liebespaar erkennen, das während des Vortrags und der Neuheit der Ausführung rege Heiterkeit erweckte. Bald mußten die Saiten Groll verkünden, bald Seufzer ausstoßen. Wenn dieß vorüber, hörte man sie stöhnen, scherzen, sich freuen, und zuletzt brachen sie in einen Jubel aus, der immer höher und höher stieg; eine allgemeine Versöhnung trat ein und die Neuvermählten führten ein Pas de deux auf.

Weithin rauschender Beifall erscholl und krönte

den Künſtler, der verbeugend dankte. Den größten Lohn empfing er aber als er abtrat; er lugte nach der Gräfin hin und — ein höchſt zärtlicher Blick mit einem freudigen Kopfnicken wurde ihm zu Theil.

Der Ritter Donati, der wüthend applaudirt, ſuchte freudig den Marquis auf, um ſein Urtheil zu hören, um ſich durch Lobpreiſungen Luft zu machen, denn ſo etwas Originelles war ihm im Bereich der Muſik noch nicht vorgekommen. Als das Concert beendet war, ging die Fürſtin auf den Virtuoſen zu und ſagte: Maeſtro! Sie haben uns heute ein Vergnügen gewährt, das uns Alle zum größten Dank verpflichtet; erlauben Sie mir, die ſüße Pflicht zu übernehmen, Ihnen denſelben hiermit abzuſtatten.

Der Künſtler gerieth in Verlegenheit, was er darauf erwidern ſolle, als die Fürſtin ihn derſelben überhob, indem ſie in gewählten Worten das Originelle der Compoſition und die vollendete Ausführung lobte. — O, fuhr ſie fort, wir haben gewiß noch Treffliches von Ihnen zu erwarten, zumal Sie ein ganz neues Feld aufgefunden, wo Ihr Geiſt ſchaffen und bilden wird. Paganini, Sie müſſen ein ſehr ſparſamer Menſch ſein, denn

Sie begnügen sich mit zwei Saiten. Ja! da Sie bereits auf diesen Zweien so Schönes leisten, ist es Ihnen am Ende nicht unmöglich, auch auf einer Saite Etwas zu geben.

Ueberrascht von diesem Gedanken sagte dieß Paganini zu. Die Gesellschaft ging aus einander und da die Orchestermitglieder warten mußten, bis sich der größte Theil der Versammlung entfernt, blickte Paganini bewegt der scheidenden Gräfin nach, die sich an der Thür noch einmal umsah.

Berauscht von dem, was geschehen, ging Paganini nach Hause. Kein Schlummer senkte sich diese Nacht auf ihn hernieder; er dachte nur an Olympia und seine Musik, an den Gedanken der Fürstin — das Spiel auf einer Saite. Mit der Sonne war er auf, nahm seine Violine und strich die G-Saite mehrmal hell nach einander an, nur ihr galt der Bogen und die Finger seiner Linken. Plötzlich sah er in den Kalender, auf welchen Tag das nächste Concert falle, wozu so große Vorbereitungen getroffen wurden. Der 18. August — Napoleons Geburtstag. Lange heftete sich sein Blick darauf, der Bogen entsank mechanisch seiner Hand, ein großer Gedanke schien sich seiner zu bemächtigen.

Nachdem er einigemal die Stube auf- und niedergegangen, trat er jetzt eilig an's Clavier, riß die Decke auf und schlug mehre Accorde an. — Schnell! rief er, ein Accord voll Leidenschaft und großartiger Würde. — C moll! Nein! das ist Brutus. Da erscholl ein C dur-Accord, er lauschte seinen Bebungen. Ha! ein grandioser Ton! heroische Größe, möchte Carl der Große sein. Nein! H dur! — Kraftvoll schlug er ihn an, daß die Saiten dröhnten und rief dann: dieser ist's, H dur — Napoleon!

Jetzt phantasirte er auf seiner Violine. Wilde Leidenschaft, Kampf mit dem Schicksal und dann eine einfache heroische Größe bildeten das Thema. Dann aber ließ er die drei andern Saiten ruhen, seine ganze Kraft widmete er der G-Saite, die er gleich dem Anatom völlig zergliederte, um zu erfahren, wo ihre Thränendrüse, ihre Lachmuskel, ihr Kehlkopf, wo der Sitz ihrer Seele sei. Fast Tag und Nacht handhabte er jetzt sein Instrument und — auf einer Saite. Die wonnigen Tage, die herrlichen Mondnächte, sie lockten ihn nicht, ihm gingen ganz andere Sonnen, ganz andere Welten auf. Die G-Saite war der Schacht mit unendlichen Schätzen, der Bogen die Wünschelruthe, mit

der er nach ihnen ſuchte und aus tauſendjähriger Nacht zu Tage förderte. Unendliche Schwierigkeiten ſtellten ſich ihm entgegen, aber ſein Geiſt, ſeine Kraft überwand ſie. Nebenbei ſaß er am Tiſch und componirte; Cigarren, Licht und Papier waren die Elemente, und wenn die Phantaſie nicht in Schwung kommen wollte, da dachte er an Olympia und ſchlug feurig den H dur-Accord auf dem Piano an.

Da die Fürſtin nach dem letzten Concert begehrt, daß Paganini wöchentlich noch zwei- bis dreimal am Hofe ſpiele, ſo fand ſich jetzt wiederum Gelegenheit, die Gräfin zu ſehen und da die gegenſeitige Neigung vor den Augen der Welt ein Geheimniß bleiben mußte, ſo nahm das Verhältniß von Tag zu Tag an Innigkeit und intereſſanten Beziehungen immer mehr zu. Noch hatte die Gräfin nicht Gelegenheit gefunden, ihm über die geſpielte Liebesſcene eine Schmeichelei zu ſagen, als ſich eines Tages ein glücklicher Moment fand, wo ſie ihm erzählte, wie ungemein ſie die ſinnige Andeutung ergötzt und wie ſchön der Gedanke ſei, das Ganze auf zwei Saiten zu geben, obgleich es gewagt ſei, mit etwas Neuem jetzt in der Kunſt vorzutreten, wo man immer noch zu ſehr am Alten hängt.

Ja! begann Nicolo, das ist es ja, was dem Genie entgegentritt. Die Vorliebe für das Hergebrachte ist dem Fortschritt der Künste und namentlich der Musik stets am hinderlichsten gewesen. Lulli, den wir jetzt für höchst einfach und natürlich halten, kam seinen Zeitgenossen übertrieben vor, und das beste Beispiel lieferten ja Mozarts unsterbliche Werke, denen man zu Anfang Schwulst und Notenüberladung vorwarf, bis man allmählig die Neuheit und Schönheit derselben erkannte. Ich weiß wohl, daß mich Viele schelten und verbannen werden, weil ich meiner Violine zwei Saiten nahm.

— Nun, entgegnete scherzend die Gräfin, wenn man Sie nur nicht aus dem Lande verbannt, gleich dem Timotheus, den die Ephoren aus Sparta verwiesen, weil er der Lyra zur Vervollständigung seiner Harmonieen noch drei Saiten hinzugefügt. Darf man denn erfahren, was uns das nächste Concert bringen wird?

— Zum Geburtstag des großen Kaisers?

— Ja! ja!

— Ich hoffe Viel, denn nach meinem Wunsch soll Apoll an diesem Tage seine schönsten Opfer spenden. Napoleon! Ich habe seiner gedacht und — auch Ihrer.

— Wie? meiner Wenigkeit?

— Warum dieß nicht. Sie gebieten über die Herzen, über ein Künstlerherz, dessen Schläge doch gewaltiger als die andern, an dessen Flamme sich wiederum tausend andere entzünden. Sehen Sie, hier — Da öffnete sich die Thür, mehrere Hofdamen traten fröhlich und scherzend herein. Nicolo gab der Gräfin schnell ein feines mit Text und Noten beschriebenes Papier in die Hand und entfernte sich flüchtigen Fußes.

Als sich die Gräfin unbelauscht glaubte, entrollte sie es und las: „die Macht der Liebe, Lied für Gesang, gedichtet, componirt und meiner Olympia in treuer Liebe gewidmet von Nicolo Paganini."

Der erwartete Tag rückte heran. Zahllose Festlichkeiten fanden Statt. Mit Ungeduld erwartete die Gräfin das Concert-Programm, welches an diesem Tage in Golddruck erschien. Sie öffnete und siehe da, eine der ersten Nummern verkündigte obiges Lied, componirt von Zanetti. Wie staunte sie aber, als ihr Auge weiter unten Folgendes gewahrte:

8) Napoleon. Cantate für die G-Saite, componirt und vorgetragen von Nicolo Paganini.

Die räthselhafte Anzeige wurde zum Gegenstand des Tagsgespräches. Seine Verehrer erwarteten etwas Ausgezeichnetes, was schon der Stoff bedinge. Man horchte, man fragte die Orchestermitglieder, aber auch diese konnten wenig Auskunft geben, da Paganini in der Probe diese Nummer überschlagen, damit am Abend selbst das Orchester überrascht werde, indem er gar wohl erwog, daß nur die leiseste Aufmerksamkeit desselben mit Macht auf das Publicum übergehe.

Das Concert begann. Die Versammlung war reich und glänzend, denn viel hohe Personen aus Frankreich waren auf Besuch gekommen, und da noch mehre Gelehrte, Beamte und Magistratspersonen der Stadt Einladungen erhalten hatten, so war der Saal in allen Räumen gefüllt. Hatte schon Mozarts Ouverture zu „Titus" das Auditorium erregt, so geschah es jetzt noch mehr durch den Vortrag des Liedes: „die Macht der Liebe," was in alle Herzen drang. Ueberall hörte man flüstern: wer ist der Componist? wo lebt er? welch eine Fülle von Melodie! und dergleichen mehr.

Nur Eine kannte ihn — die Gräfin, nach welcher Paganini gar sehnsüchtig hinsah, als der Sänger

Campri das Lied mit einem Schmelz ſang, der jeden Zuhörer hinriß.

Jetzt trat Paganini hervor; ein Applaus ſcholl ihm entgegen, in welchen die Franzoſen lebhaft einſtimmten, denn als ſie den Namen Napoleon laſen, da war es, als ſollten ſie ein „vive l'empereur!" rufen, das dröhne bis nach Paris. Kühn begann der Virtuoſe ſein Spiel auf einer Seite. Kein Athemzug regte ſich im Saal; man wähnte ein Violoncell zu vernehmen, deſſen elegiſche Töne dahinſchwebten. Doch bald ſchwand das Adagio, markige kraftvolle Töne traten gerüſtet hervor, der Sieger von Marengo und Auſterlitz, der Mann mit dem kleinen Hütchen ſtand da in ſeiner Kraft und Mannheit, man erblickte ihn mitten im Schlachtgetümmel, unter dem Donner der Kanonen, und dieß Alles durch den Geiſt des Gewaltigen, der aus einer Saite Millionen Töne heraufbeſchwor, weich und anmuthig wie eine italiſche Sommernacht, ſchäumend und brauſend wie toſende Wellen, die zu einem Meere anwachſen, deſſen Brandung ſich bricht an der ſtaunenden Seele des Hörers, der regungslos in die Tiefe blickt, um die Wunder der Schöpfung zu ſchauen, die da aufſteigen als leuch-

tende Perlen und Wunderblumen oder als gigantische Gestalten einer fabelhaften, geheimnißvollen Zauberwelt.

Mit Begleitung des vollen Orchesters, das der Geigenfürst dennoch mit der einen Saite übertönte, nahte sich das Ganze dem Schlusse. Mehre der Versammelten erhoben sich von ihren Sitzen, um ihn ganz zu sehen in seiner Glorie. — Noch ehe die letzten Töne verhallten, brach ein stürmischer, Minuten anhaltender Beifall aus, und als der große Meister sich dankend verneigte, da schien der Jubel nicht enden zu wollen, der noch fortbrauste, als Paganini schon das Orchester verlassen.

So Etwas hatte man noch nie gehört. Unbegreiflich! unerreicht! erscholl es von allen Seiten. Ritter Donati eilte hinaus, drückte dem erschöpften Künstler die Hand und bat um seine Freundschaft, während ein Kammerherr den Virtuosen zur Fürstin beschied, die ihn mit Lobpreisungen überschüttete.

Das Concert schien diesen Abend für beendigt, denn eine darauf folgende Cantate von Cimarosa wollte keinen Effect hervorbringen, wie schön und trefflich sie auch ausgeführt wurde. Paganini mit seiner grandiosen Leistung, deren Wirkung colossal

zu nennen war, schlug Alles darnieder. Die Zahl der Bewunderer stieg gewaltig und erklärten einstimmig, daß er nie Erhörtes geleistet und der einzige Würdige sei, dem es vorbehalten, den seit Tartini's Tode verwaisten Thron zu besteigen.

Das Schloß und der Garten war glänzend erleuchtet. Tausende von Lampen strahlten ihr Licht wider; Raketen stiegen in die Lüfte, überall Jubel und Festmusik. In den Sälen begann nachher ein glänzender Ball, wozu natürlich auch die Gräfin eingeladen war. Ihr Blick ruhte auf den schlanken männlichen Gestalten in prachtvollen Uniformen; von allen Seiten umschwebten sie Anbeter, sie aber fand wenig Vergnügen und mußte wider Willen ausharren.

Im Garten verlor sich nach und nach die Menge; hier und da erloschen die Lampen; nur aus den Sälen glänzten noch die Lichter durch die hohen Parterrefenster; Pauken und Trompeten schmetterten durch die Nacht.

Auf der Terrasse unter den Orangerie- und Oleanderbäumen aber wandelte eine bleiche Gestalt und schaute von Zeit zu Zeit durch die Fenster in den Saal — es war Paganini. Scheu irrte er

auf und nieder. Wie ein Verstoßener, wie der verlorene Sohn stand er vor dem Palais und starrte in die Nacht. Er, der als Künstler heute einen Triumph gefeiert, wie es vor ihm noch Keiner vermocht, der Hunderte durch sein Spiel entzückt, stand draußen vor der Thür wie ein Bettler, der mit entblößtem Haupte um ein Almosen bittet. Nur zwei kleine Schritte und er war in dem Kreise, war der Glücklichste, der Seligste in der Runde und doch, zwischen diesen zwei Schritten eine Scheidewand, eine so tiefe Kluft, die ihn hinwegwies, einzig und allein darum, weil er nicht courfähig, weil ihn das Weib eines Bürgers geboren.

Jenseits des Schlosses schwärmten die Sänger und Operisten, so wie andere Tonkünstler, und waren guter Dinge; ihm aber war es nicht möglich, mit Theil zu nehmen an ihrem Gelage; er dachte nur an die Gräfin. Nachdem er noch einen Blick durch das Fenster gethan, schloß er seine Geige fester unterm Arm und ging in seine stille Wohnung. Was können zwei Stunden vermögen? — Beifall! Triumph! Unerreicht! und jetzt — Einsamkeit! eine fürchterliche bange Leere, Gram im Busen und die Hoffnung auf Erfüllung all der

Träume ſo weit, ſo fern. Er ſank auf ſein Lager und nur der Schlummer, der ſanfte Bote des Friedens, brachte Ruhe in ſein Gemüth.

Erſt den andern Tag, als der äußere Schein gewichen, als die rauſchenden Vergnügungen hinabgeſunken, trat das Wahre, das Edle und Schöne von all dem Vorübergegangenen in ſeiner Reinheit hervor, um ewig zu bleiben, und dieß iſt ſein Vorrecht, dieß iſt ſein Triumph. Mag auch die Zeit vergehen und Alles mit ſich in ihren Strudel hinabreißen, die Werke der Kunſt ragen aus den Trümmern hervor, ein Leuchtthurm für ſeine Generation, für ſpätere Geſchlechter, ein Glockenthurm mit nie verhallenden preiſenden Zungen über den Kirchhöfen der Zeit.

Jetzt erſt erkannte und würdigte man, was Paganini gegeben, was er der Kunſt und ſeinem Zeitalter war. Wo aber bleibt bei dem Außerordentlichen und Angeſtaunten der Stachel des Neides? Wer entgeht Anfechtungen und Cabalen, deſſen Geiſt die Schranken der Gewöhnlichkeit überſchritten und ſich unterfängt, der Welt zu zeigen, daß er größer ſein will als ſeine Mitmenſchen? So auch hier. Nicht weit vom Schloſſe, wo die

Künstler sich gewöhnlich zu erholen pflegten, saßen selbige nebst andern Kunstfreunden beisammen und sprachen über die Ergebnisse des letzten Concerts. Den Triumph, den Paganini errungen, konnten sie nicht vertragen, es mußten daher Gründe hervorgesucht werden, die sein Streben mißbilligten.

Da traten welche auf, die ihn einen Charlatan nannten, der das schöne Instrument und die Kunst herabwürdige, und durch Kunststückchen sich seine Lorbeerblättchen zu erringen suche. Vorzüglich blies der Sänger Rossi in's Horn des Aufruhrs, einzig und allein aus dem Grunde, weil Paganini dem Sänger Campri und nicht ihm die Arie zugetheilt.

Ein Anderer schob das Gelingen mit auf das höchst ausgezeichnete Instrument, das er sich erschlichen habe und einen Ton zum Entzücken von sich gäbe, wenn auch ein Küchenjunge darüber hinwegstriche.

Obgleich etliche Verehrer Paganini's das Wort für ihn ergriffen und mächtig dagegen anstritten, so schienen die Gegner doch nicht geneigt, ihre Behauptung so leichten Kaufs aus den Händen zu geben. Sie meinten, Paganini sei auf dem Wege gewesen, ein Künstler zu werden, dergleichen Dinge

aber führten zurück und ließen ihn auf Abwege gerathen; solcher Firlefanz könne nur auf Augenblicke betäuben. Mit einem Worte, Paganini ist ...

— Ein großer Künstler! erscholl es plötzlich aus dem Munde eines ernsten Mannes, der aus dem Hintergrunde hervortrat.

— Wer sagt uns dieß? rief ein Sänger.

— Ich! der Ritter Donati. Wer Paganini schmäht, versündigt sich an der Kunst. Sie, meine Herren, sind sämmtlich Künstler und haben äußerlich nur einen Richter, dieser ist das Publicum, es allein entscheidet und der allgemeine und gerechte Beifall vernichtet all das Trachten der Blindschleichen, die sich unterfangen, sein Werk zu verspotten, wie es bereits geschehen.

Künstler, vorzüglich dramatische, die mehr als alle Andere der Oeffentlichkeit Preis gegeben sind, Sänger und Schauspieler, welche im Zorn eines Einzelnen die Aufwallung Hunderter zu befürchten haben, sind leicht einzuschüchtern, zumal da, wo der Neid als die Ursache ihrer Handlungen zu erkennen und das Unrecht nicht mehr mit den Waffen der Lüge und Arroganz zu vertreten ist.

Die Spötter verstummten und mußten der

allgemeinen Stimme den Sieg einräumen, da sich sämmtliche Verehrer des Virtuosen jetzt auf einen Punkt versammelten und nur zu seinem Ruhme sprachen.

— Wo ist in Italien, wo ist in Europa noch ein Zweiter, rief Donati, der so Ausgezeichnetes zu geben vermag? Mit Paganini beginnt eine neue Zeitrechnung für die Violine. Aus sich selbst hervorgegangen, steht er allein, unvergleichbar da, und wer ihn gehört und gesehen, wie er mit unbeschreiblicher Fertigkeit in Kraft und Feuer dahinströmt, wird mir beipflichten.

— Ja! rief ein Zweiter, ich staune noch, wenn ich an die diatonischen und chromatischen Läufe in der Terze, Sexte, Octave oder Decime gedenke. Wer macht ihm die Pizzicato- und Stakkatoläufe mit und ohne Bogen in so rapider Schnelligkeit nach? Dann die Triller, Trillerketten, Arpeggi, die Sprünge mit so reiner Intonation.

— Und die Flageolettöne, nahm der Ritter wieder begeistert das Wort; hat sie Einer vor ihm in solcher Vollendung gegeben? Ja! sogar Flageolettdoppeltöne und Flageolettriller auf zwei Saiten mit rasch gestoßenem Bogen, einfache und Doppelläufe auf

einer Saite, zwei-, drei- und vierſtimmige Sätze mit ganz verſchiedener Stimmenführung und in den vierſtimmigen Sätzen zuweilen den Baß pizzicato, die Mittelſtimme tremolo und die beiden Oberſtimmen im Flageolett, oder den Baß tremulirend, die Mittelſtimme pizzicato und die Oberſtimme col arco. — Fürwahr! wer ihn nicht gehört, der hält dieß für eine Fabel und — doch iſt es ſo.

Sämmtliche Kenner und Verehrer ſtießen auf das Wohl des Künſtlers an. Die Neider entfernten ſich ſo nach und nach, da ſie wohl einſahen, daß es unmöglich ſei, der öffentlichen Meinung einen Damm entgegenzuſetzen. und da zu mäkeln, wo ſo hohe Kraft jedwede Hemmung zurückſtieß. Paganini kannte dieſe ſeine Neider gar wohl und wußte nur zu gut, daß ſie alle Mittel anwendeten, um ſeinen Ruf zu ſchmälern, daß ſie Alles aufboten, um ſeinen Lebenswandel zu verdächtigen. Sie konnten ihm Alles nehmen, nur nicht das Eine — die Begeiſterung und Liebe zur Kunſt. Und wohl dem Künſtler, bei dem dieſe Begeiſterung nie erkaltet, denn die reine geiſtige Wolluſt des Dichtens und Bildens, dieſes ſich nie ganz genügende und doch immer ſich ſelbſt belohnende Streben, die hei-

lige Scheu vor dem Unwahren und Gemeinen, sie allein sind die wahre allein seligmachende Religion der Kunst. Die Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten, Hindernisse und festes Ausharren in der Noth, wird im Leben oft als die Feuerprobe des ächten Kunsttriebes erachtet. Nein! die Gunst des Glückes, Ehre, Gewinn, Ruhm und alle daraus entspringenden Vortheile und Genüsse des Lebens sind oft härtere Prüfungen für den Künstler, als jene, welche mit Macht sein besseres Selbst in den Kampf führen, während diese ihn leicht in die verderbliche Ruhe eines wohlbehaglichen Selbstgefühls einwiegen. Der wahre Trieb zur Kunst tritt jenen gewappnet entgegen und läßt sich nimmer von der Bahn seines Berufes locken.

Der Ruf Paganini's verschaffte ihm jetzt Zutritt in die ersten Häuser. Der Ritter Donati, der seine Freundschaft gewonnen, suchte alle seine Wünsche zu erfüllen, und schon war Paganini Willens, ihm in einer günstigen Stunde seine Neigung zur Gräfin zu gestehen, als er durch einen Dritten zufällig in das Haus des alten Oheims eingeführt wurde, bei dem sich Olympia befand. Sein Glück kannte keine Grenzen. Zutritt in dem

Hauſe, wo ſie lebte, für ihn und der Kunſt. Er durfte die Schwelle des Tempels überſchreiten, der ſein Liebſtes barg. O, erſt in dieſer Stunde ward er ein Künſtler, denn all die Gefühle der Begeiſterung brachen hervor, wie die Flamme des Vulkans, die im Innern verwüſtet und zerſtört, aber außen die Gärten und Weinberge zeitigt zur reichen, geſegneten Aernte.

Eines Tages fragte ihn die Gräfin, ob er noch Guitarre ſpiele, auf welchem Inſtrument er es doch zu einer hohen Fertigkeit gebracht und auf dem Wege geweſen ſei, ein zweiter Carulli zu werden. — Paganini lächelte und ſagte: Nein! ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr. Ich liebe dieß Inſtrument nicht, ſondern betrachte es nur als einen Gedankenleiter; ich ergreife es zuweilen, um meine Phantaſie für die Compoſition anzuregen, oder eine Harmonie hervorzubringen, was ich auf der Violine nicht kann.

— O, bedaure ſehr, erwiederte Olympia, ich hätte da vielleicht noch manches Schöne von Ihnen lernen können. — Da durchzuckte es den Virtuoſen; eine Erleuchtung! ein Schritt weiter, Guitarreunterricht. — Ihr zu Liebe übte er ſich wieder

ein und spielte dieß Instrument mit bewunderungswürdiger Fertigkeit. — So kam er wohl dreimal die Woche in das gräfliche Haus. Eines Tages, als er eben dort war, und der alte Oheim, ein finsterer, mürrischer Mann seinem Spiele lauschte, brachte einer der Diener einen Brief, den ein Unbekannter beim Portier abgegeben. Der Grämliche trat damit in eine Fensternische und begann still zu lesen.

Von Zeile zu Zeile furchte sich die Stirne des Alten; er biß die Unterlippe zusammen und verbat sich dann das Geklimper auf der Guitarre, wie er es nannte, da er Kopfschmerz empfinde.

Nicolo empfahl sich. Er wollte seine frühern Freunde aufsuchen, mit ihnen scherzen und fröhlich sein, aber ein Etwas hielt ihn zurück. Etliche Tage darauf war die Zeit, wo er bei Hofe spielen mußte, entweder allein oder im Quartett. Als er erschien, meldete ihm ein Kammerdiener, daß heute nach dem Willen der Fürstin die Musik unterbleiben solle. War es Zufall oder nicht, es verstimmte Paganini. Unwillig trug er seine Geige nach Hause und erwartete mit Ungeduld die Stunde, die ihn in das gräfliche Haus führte.

Daſelbſt angelangt, ſagte ihm bei ſeinem Eintritt der Portier mit kalten Worten: die Gräfin iſt abgereiſt!

Nicolo ſtand da, wie feſtgebannt. Ab — gereiſt! ſo ſchnell, ohne Abſchied? — Faſt bewußtlos wankte er zurück. Da trat ihm am Eingange ſeiner Wohnung ein alter Diener entgegen, gab ihm ſchnell einen Brief und entfernte ſich, ohne den Abſender zu nennen, oder irgend ein Wort zu ſprechen. — Nicolo öffnete den Brief; ſeine Züge glühten; mit aufgeriſſenem Auge überſah er den Reſt der Zeilen, er wollte das Papier zermalmen, bebte aber zurück und trug es in ſeiner Hand. Es war die Handſchrift Olympia's, ein Lebewohl! wohin, wiſſe ſie nicht, ſie müſſe ihrem Oheim blind gehorchen.

Derſelbe hatte nämlich mehre Briefe erhalten, worin ein Unbekannter das Verhältniß des Virtuoſen mit der Gräfin verrieth, Paganini's früheren Lebenslauf mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte, und dringend mahnte, hier einzugreifen, wenn dem Marcheſe daran gelegen ſei, die Ehre ſeines Hauſes aufrecht zu erhalten.

Darüber aufgebracht raffte der Alte ſelbſt die

Noten zuſammen, welche Paganini der Gräfin zu ihrem Gebrauch geliehen, um ſie zurückzuſchicken. Da fiel aus denſelben ein Blatt Papier; der Aufgeregte las es und traute kaum ſeinen Blicken, als er folgende Ueberſchrift gewahrte:

„Die Macht der Liebe.
Meiner Olympia in treuer Liebe gewidmet.
Nicolo Paganini.“

Der Alte ließ die Gräfin rufen, hielt ihr grollend das Papier vor die Augen und — nach Verlauf von zwei Stunden war ſie nicht mehr in Lucca.

Mit ausgehöhlten Schritten ging Nicolo auf und nieder. Er ſann nach, wer er ſei, der Erzfeind, der ihn verrathen. Dann aber rief er: Iſt ſie nicht groß, die Schaar meiner Feinde? ſind deren nicht eine Menge? — Groll, Rache, Wehmuth, alle Leidenſchaften wechſelten in ſeiner Bruſt; faſt unterlag er dem Schrecklichen, was über ihn gekommen.

— O ewige Kunſt! rief er ſchmerzlich aus, iſt dieß dein Wille? An Sorento's Felſen möchte ich meine Violine zerſchmettern, daß die Saiten dröhnen wie ein heiſerer, tauſendzüngiger Fluch. Ich möchte ſie ſchleudern in das Meer, damit die Welle der

Brandung ſie hinabwürgte in die bodenloſe Tiefe, vielleicht ſpielt da noch eine Sirene darauf, denn — ein Bandit kann es nicht mehr; dazu habt ihr mich gemacht, mich, den Genueſen, von dem ihr fabelt, er habe ſein Weib ermordet und in den Bleikammern zu Venedig den Frevel gebüßt; abgebüßt inmitten der Verbrecher, inmitten von Dolchen, Aqua toffana, und der Ausſicht auf das Beil des Henkers. O, ihr Elenden! ihr mordet ein zwiefaches Leben, denn ihr mordet die Kunſt. Ha! zerſprungen ſind die Saiten meines Herzens, aufgelöſt alle Harmonie in meinem Innern, dahin iſt Kraft, Wahrheit und Leben.

Als einige Ruhe zurückgekehrt, ging er hinaus vor die Stadt und ſchaute nach allen vier Gegenden, als ſuche er den Punkt, wo Olympia weile und welchen Weg ſie genommen. Der Abend ſenkte ſich hernieder. Unter frohem Sang kehrten die Schnitter vom Felde zurück. Ach! er beneidete ſie und pries ſie glücklich, denn ſie wiſſen ja nicht, wie ſchwer ein Künſtlerleben iſt, wiſſen nichts von dem ſichtbaren und unſichtbaren Gift — Cabale. Vor dem Thore ſpielten die Kinder und freueten ſich ſo inniglich. Wehmüthig betrachtete ſie Nicolo und

wendete dann den Blick von der Gruppe, denn — er hatte keine Jugend gehabt. All die schönen Tage der Kindheit hatte er zugebracht in einer düstern Kammer, hatte Violine spielen müssen und sein Vater saß dabei, ein Kerkerwächter, ein Jugendtödter.

Schon war es Nacht geworden, als Nicolo gleich dem Ahasver durch die Felder einherwankte und nach der Stadt schritt. Jetzt stand er vor dem Palais, sah hinauf in die Zimmer, welche die Gräfin bewohnt; die Zimmer waren finster, es war Nacht, wie in seiner Seele. — Gieb sie mir wieder, du Shylock, du Herzausschneider! rief er empor und krampfte seine Hände. Gieb sie mir wieder, oder ich komme mit meiner Violine an deine Thür und laß hören das Winseln der Verdammten in der Hölle, daß sich die Haare sträuben sollen einem Jeden, der mich hört. Ja! so will ich kommen, eine lebendige Probe vom jüngsten Gericht, und nicht ruhen, bis sie wieder hier im Hause, bis ich vernehme ihre süße Stimme und mich labe an ihren Blicken.

Kaum seiner mächtig stürzte er von dannen; er wollte seine Feinde aufsuchen und mit ihnen

rechten, doch, das beſſere Selbſt, das Große und Edle ſeiner Künſtlernatur, gewann den Sieg.

O ich Thor! ich klagte um meine Jugend, um meine Jugendjahre, die ſie mir geraubt und verkauft an den Tod. — Zeit! komm wieder herbei! ich war glücklich! Laßt mich zurück nach Genua, in das kleine enge Gäßchen, in das kleine Haus, in das enge Stübchen, da herrſchte kein Neid und keine Mißgunſt. — Ha! wüthet nur zu! verbannt mich, ihr Großen und Mächtigen, weil ich mich unterfing, da zu lieben, wo Geburt und Rang eine Grenzlinie gezogen, ich lache, ich verſpotte euch. Eure Schätze ſind zu entreißen, die meinen nicht. Wenn ihr als Bettler von Stadt zu Stadt wandern müßt, da kann ich Triumphzüge halten; mein Bogen iſt das Scepter, das über die Schatzkammern gebietet und im Beſitz all der Gefühle, die mich durchſtrömen, bin ich ein Gott. Ha! Dank dir, Vorſehung! Dank! ich bin wieder frei. Frei wie der Aar in der Luft und von mir werfe ich die goldenen Feſſeln, die mich hier an den Hof gebunden. Freiheit! ein freier Künſtler! Herz! fühlſt du das Unausſprechliche dieſer Wonne! Freiheit! du unendlich großes Geſchenk, das jedes Sonnen-

stäubchen zu eigenen Welten formt, dir bin ich wieder zurückgegeben, und was die Liebe geschaffen, das fördere fortan du, ich glaube, du wirst ihr keine Schande machen.

Noch ehe die Sonne aufging, als der Nebel noch auf den blauen Bergen lag, schritt, rüstig ein junger blasser Mann durch das römische Thor aus der Stadt. In der rechten Hand hatte er einen Wanderstab, an der linken Seite hing eine Geige, es war — Paganini.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Die merkwürdigsten Prophezeihungen aus den christlichen Jahrhunderten, oder Geschichten der Lehren und Meinungen vom 1000jährigen Reiche. 3 Hefte. 8. Mit Kupfern. 1½ Thlr.

Rare und neue Sammlung schöner Anekdoten, witziger Einfälle, spaßiger Schwänke und Schnurren von unsere Leut. Aus dem Jüdischen des A. Hersch in's Deutsche übersetzt und herausgegeben von J. Hilarius. Mit 6 illum. Kpfrn. ½ Thlr.

Leipziger Kriegsscenen, oder bildliche Darstellungen, interessanter Auftritte in Leipzig während des Krieges in Norddeutschland in den Jahren 1806 und 1807. Von Ch. A. G. Geißler. 2 Hefte. 8 illum. Kpfr. gr. 4. ⅔ Thlr.

Schlacht bei Leipzig oder Darstellung der verschiedenen Stellungen, Märsche und Angriffe aller Armeecorps an den 4 Tagen der merkwürdigen und entscheidenden Schlacht bei Leipzig, den 16—19. October 1813, wo die französischen, italienischen, holländischen und rheinbündnischen Armeen von den russischen, östreichischen, preußischen und schwedischen Armeen gänzlich geschlagen worden sind. Mit 9 neuen Planen an Ort und Stelle aufgenommen von einem Militair und Augenzeugen. Illum. Quer-Folio. ¾ Thlr.

Herold und Agathe. Die Liebenden im Walde. Ein historischer Roman, nach einer wahren Geschichte aus den Zeiten des letzten Befreiungskrieges in den Jahren 1812 und 1813. Herausgegeben von F. Enoch. 1831. 1 Thlr.

Stumme Liebe. Ein häusliches Gemälde von Ernst Müller. Mit 3 illum. Kpfrn. ¾ Thlr.

Madrid wie es ist, oder Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Spanier im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Aus dem Franz. von G. Sellen. 1⅓ Thlr.

Paris zur Zeit der Kaiserkrönung. Nebst einer Schilderung der Hauptpersonen bei diesem merkwürdigen Schauspiele. Aus den Briefen eines Augenzeugen. Mit 1 Portrait. 8. 1805. ¾ Thlr.

Der Rheingraf oder das kleine deutsche Hofleben. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Allen verliebten Prinzen und betrübten Prinzessinnen zu Nutz und Frommen an's Tageslicht gestellt. 1 Thlr.

Reliquien, herausgegeben von Wilhelm und Lina. ⅜ Thlr.

Scherz und Ernst. Sechs Erzählungen für meine Freundinnen. Mit 1 Bilde. 1821. ⅚ Thlr.

Uebervölkerung in Krähwinkel, oder Leben und Tod des Dr. Fuselgrimm. Eine Posse in 2 Acten. ¼ Thlr.

Zehn Unglücksabende des Abd-Arrahmann El-Iskanderany. Nach d. arabischen Manuscripte des Al-Mohdy übertragen von J. J. Marcel. Aus dem Französischen übersetzt von L. v. Alvensleben. 1830. 1½ Thlr.

Valentins verliebte Abenteuer und Irrfahrten. Komischer Roman nach Pigault-Lebrün, von G. Sellen. 2te Aufl. 2 Thle. 1829. 1½ Thlr.

Vergißmeinnicht. Eine Sammlung Erzählungen nach dem Englischen. Aus dem forget me not u. a. Frei übersetzt von G. Sellen. 3 Bände. Mit Bildern. 1827—1829. 3 Thlr.

Wien wie es ist. Fortsetzung der Sitten- und Charaktergemälde von London und Madrid. Aus

dem Französischen übersetzt von E. Forstmann. 1827. 1 Thlr.

F. Wiest, Rococo Gesammeltes in Bildern, Skizzen, Humoresken und Phantasiestücken. Zwei Hefte. 1 Thlr.

F. L. Würkert, Morgenklänge. Eine Sammlung romantischer Erzählungen und Gedichte. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Mein Zeitvertreib zu Verdün und auf dem Marsche nach Frankreich. Von einem Preußischen Officiere an einen seiner Freunde in Berlin. 8. 1798. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Rettung des Vaterlandes. Ein Schauspiel mit Gesang in 5 Aufzügen von Dr. G. Henrici. 2te Ausgabe. gr. 8. 1822. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Der Podagrist. Original-Lustspiel in 2 Akten von Bösenberg. 8. 1797. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Amors Geburt, Lebenslauf, Sieg u. Triumph. Mit 1 Kpfrn. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Berlin wie es ist. Fortsetzung der Sitten- und Charaktergemälde von London, Madrid und Wien. Von C. v. K.....y. 1827. 1 Thlr.

Gottfried van der Bloom. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformationsgeistes in unsern Tagen. Mit 1 Kpfr. 1 Thlr.

Offene Briefe des Freiherrn Arminius von der Eiche und seines Leibjägers Hans Heidekraut. Während ihres Leid- und Freudelebens in Frankreich zu Ende des Consulats und zu Anfange des Kaiserthums geschrieben. 1 Thlr.

Dr. Eichmann, Dübois und sein Neffe, oder der Liebe Schicksal. Roman aus dem Leben. Zwei Thle. 1828. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Wurr